

Perry Rhodan-Roman Nr. 2106 von Horst Hoffmann

# **Der weiße Tod**

## **In den Randbezirken von Tradom – ein ganzes Volk wird versklavt**

Auf den von Menschen besiedelten Planeten der Milchstraße schreibt man das Jahr 1306 Neuer Galaktischer Zeitrechnung, dies entspricht dem Jahr 4893 alter Zeit. Eigentlich weisen alle Anzeichen auf eine friedliche Entwicklung der Erde und der gesamten Liga Freier Terraner hin, wenngleich weiterhin Spannungen zwischen den Großmächten der Milchstraße bestehen. In dieser Situation kommt unverhoffter Besuch in die Milchstraße - durch das Sternenfenster im Raumsektor Hayok. Es wurde mit Hilfe einer unglaublichen Technik errichtet und erlaubt eine Verbindung zum Reich Tradom, das fast vierhundert Millionen Lichtjahre von der Menschheitsgalaxis entfernt ist.

Die Fremden aus dem Reich Tradom verfügen über Waffen und Schutzschirme, die den galaktischen Schiffen weit überlegen sind. Und sie haben auf der anderen Seite des Sternenfensters 22.000 Raumschiffe stationiert, die alle Flotten der Milchstraße sofort überrollen könnten. Perry Rhodan geht in die Offensive. Mit der LEIF ERIKSSON und in Begleitung des arkonidischen Superschiachtsschiffes KARRIBO wechselt er durch das Sternenfenster und stößt in die Galaxis Tradom vor.

Bei ersten Erkundungsmissionen versuchen die Terraner herauszufinden, wie sich die Situation in der Sterneninsel darstellt. Auf einem kleinen Planeten treffen Terraner auf insektoide Wesen und ihre Feinde - einer dieser Feinde ist DER WEISSE TOD...

## 1. Zinet

Liktus Boi, der letzte große Gelehrte Derer von Zineda, stieß ein leises, helles Zischen aus - das Pendant zu einem menschlichen Seufzen. Das zwei Meter hohe, aber sehr grazil gebaute Wesen in dem weißen Umhang blickte mit seinen großen Facettenaugen in die Zwillingsokulare des leistungsstärksten Teleskops der einzigen Sternwarte auf dem Planeten Zinet.

Jede Nacht verbrachte er hier, im Turm der Weisen am Nordrand der Stadt Zineda. Und was er sah, machte ihm nicht gerade Freude - vor allem in der letzten Zeit nicht.

Diesmal war es ganz schlimm, so arg, dass die vier dünnen Beine, auf denen Boi stand, leicht zitterten. Mit den beiden Vordergliedmaßen seines halb aufgerichteten Insektenleibes hielt und regulierte der Gelehrte die Einstellungen seines Fernrohrs, das meist auf die drei Monde seines Heimatplaneten gerichtet war, in diesem Augenblick auf den zweiten, auf Krato.

Liktus Boi vermochte wie kein anderer der 50.000 Bewohner von Zineda aus der Bewegung der Monde die Zukunft vorherzusagen. Jede Nacht verfolgte er aufs Neue die sich gegenseitig beeinflussenden, täglich wechselnden Mondspiralen. Alle Voraussagen, die er aus den erratischen Bahnen der Monde treffen konnte, gingen in dieselbe Richtung:

Das Ende war nah, das Leben in der einzigen Stadt des Planeten würde in nicht mehr ferner Zeit erloschen sein. Und es gab nichts, was er dagegen tun konnte. Liktus Boi verbrachte weitere drei Stunden

in seiner Sternwarte, wo er einsame Wacht hielt. Dann kletterte er die steinerne Wendeltreppe zu den unteren Geschossen des Turmes hinab, in denen sich die Bibliotheken und Sammlungen alter Kultgegenstände befanden. Es war ein Museum, das seinen jüngeren Artgenossen offen stand. Aber kaum einmal verirrte sich einer von ihnen zu ihm. Der Gelehrte kannte den Grund dafür.

Es gab nicht mehr viele junge, wissenshungrige Männer und Frauen. Sie vegetierten dahin, ohne Hoffnung, und warteten darauf, daß sie gerufen wurden - gerufen, um zu sterben. Überall in den schon halb leer stehenden Siedlungen der Stadt Zineda herrschte diese bedrückende Stille. Selbst die Vögel, die sich in den überall an den Gebäuden hochrankenden Glott-Pflanzen ihre Nester bauten, schrien in der Schwüle der Nacht nicht mehr. Es war, als erahnten sie den Untergang.

Im Palast der Prinzessin Scharanay, der Tochter des Mondes, wurde nur mehr hinter vorgehaltener Hand getuschelt - stets über

dasselbe Thema: Die Auslöschung Derer von Zineda stand bevor, das Ende ihres alten, vielleicht nicht sehr ruhmreichen, doch moralisch hoch stehenden Volkes.

»Diese schrecklichen E'Valenter«, seufzte Liktus Boi, nachdem er seinen Saugrüssel ausgefahren und damit Nährflüssigkeit aus einem hohen, schmalen Gefäß zu sich genommen hatte. »Wären sie nur niemals auf diese Welt gekommen...«

Niemand antwortete ihm, wie immer. Der letzte Gelehrte war allein. Er hatte keine Schüler und besuchte nur alle paar Tage die Prinzessin in ihrem Palast, oder sie schickte nach ihm, um seine neuesten Deutungen der Bewegungen der Monde zu

### Die Hauptpersonen des Romans:

**Liktus Boi** - Der letzte Gelehrte der Zineda befürchtet den Untergang seines Volkes.

**Benjameen da Jacinta** - Der Zerträumer versucht mit seiner Gabe ein Massaker zu verhindern.

**Tess Qumisha** - Die Physikern schmiedet einen waghalsigen Plan.

**Scharanay** - Die Prinzessin der Zineda sieht nur noch eine einzige Chance.

**Harun al Kharud** - Der Kommandant der JEFE CLAUDRIN regiert mit eiserner Faust.

erfahren. Aber auch das hatte sie in der letzten Zeit aufgegeben. Sie konnte die schlimmen Vorhersagen nicht mehr verkraften.

Liktus Bois Chitinpanzer hatte längst die ausgebleichte Färbung und die feinen Risse des Alters angenommen, genau wie sein Geruch. Bei den Jüngeren schimmerte der Panzer, aus dessen zwei Einschnürungen die sechs Gliedmaßen wuchsen, in glänzenderen Farben. Zwei Beinpaare zum Laufen, eines zum Handeln, so war es immer gewesen. Der Oberkörper Derer von Zineda war stets aufgerichtet, während der Hinterleib sich in der Horizontale befand. Am dreieckigen Kopf befanden sich zwei lange Fühler, die Facettenaugen und der normalerweise aufgerollte, dünne Rüssel. Die Bewohner des Planeten Zinet waren seit langer Zeit schon Safttrinker und Pflanzenesser. Scharfe Beißzangen an ihren Mündern schienen zu belegen, dass dies einmal anders gewesen war. Liktus Boi hatte früher einmal auch in dieser Richtung geforscht, aber das war vorbei, seitdem die E'Valenter sein Volk dezimierten.

Das taten sie zwar schon seit vielen Generationen, als auch Boi noch gar nicht geboren war, aber erst in den letzten Jahren war es so schlimm geworden.

Die schrecklichen E'Valenter des Reichs zwangen das Volk Derer von Zineda, in der Mine von Eyschant zu arbeiten. Nicht genug damit, auch die Versorgung der Minenarbeiter mit Wasser und Nahrungsmiteln musste von den Stadtbewohnern ohne eine Gegenleistung sichergestellt werden.

»Sie rotten uns aus«, sagte Liktus Boi vor sich hin. »Sie lassen unser Volk, unsere Jugend verbluten. Bald gibt es keine jungen, zeugungsfähigen Männer mehr...«

Aber das Ende konnte noch schneller kommen. Würde die Arbeit in den Minen nicht befehlsgemäß geleistet, so drohten die Wächter seit Urzeiten an, musste das gesamte Volk Derer von Zineda für den Ungehorsam büßen.

Und so schickte das Herrschergeschlecht seit Äonen immer wieder einen Teil der jungen Generation in die Mine. Diese Zi-

neda wussten, dass der Gang in die Mine ihr letzter Gang war, denn die Arbeit war hart und führte unweigerlich nach einigen Jahren zum Tod. Doch die jungen Zineda, auf welche die Wahl fiel, opferten sich aus Treue zu ihrer Prinzessin.

Seit einigen Jahren aber, das wusste Boi, forderten die Wächter des Reichs in immer kürzeren Intervallen neue Minenarbeiter an. Die Prinzessin und ihr Volk wussten nicht, welcher Umstand daran schuld war; was die Minenarbeiter, die sich für ihr Volk opferten, in immer kürzerer Zeit schwach werden und sterben ließ.

Manche Stimmen im Palast tippten auf eine Krankheit, andere auf tödliche Willkür der Wächter, die ihre Arbeiter ums Leben brachten.

»Und die Prinzessin schweigt«, zischte der alte Gelehrte.

Was sollte sie auch tun? Jeder Widerstand, jede Weigerung würde als Aufstand ausgelegt und bestraft werden...

Was immer es auch sein mochte: Die Arbeiter starben, und wenn die Zahl der Opfer weiter stieg, würde vom Volk der Zineda bald nichts mehr übrig sein. Ihre Geburtenrate war viel zu gering. Sie waren ein fragiles, zartes Volk, keine Kämpfer und keine Minenarbeiter.

Liktus Boi wischte sich über die Augen. Die Nacht war furchtbar schwül. Einmal nur hörte er das Schreien eines Vogels, und es klang klaglich. Gerade so, als wolle das heilige Tier das Schicksal Derer von Zineda betrauern.

Wenn die Monde ihm wenigstens einmal ein Zeichen gegeben hätten, wie er sein unterdrücktes Volk hätte retten können - das Volk und die liebliche, traurige Prinzessin. Aber das taten sie nicht. Statt dessen verkündeten sie das drohende Ende.

Der Gelehrte war kurz davor, sich in den Trost eines die Sinne berausenden Extrakts zu begeben, da geschah das Unerwartete.

Irgend jemand klopfte unten an die schwere Holztür des Turms der Weisen. Zum ersten Mal seit vielen Tagen.

\*

Liktus Boi lief die Treppen nach unten hinab. Wer wollte zu ihm, dem letzten Bewohner des altehrwürdigen Bauwerks?

Als er die Tür öffnete, sah er im Schein des elektrischen Lichts das unverkennbare Gesicht von Hauptmann Imm Zuliffer. Dahinter erkannte er einige seiner besten Männer der Palastwache. Ihr beißender Geruch kündete von starker Erregung.

»Willkommen, Hauptmann«, brachte er staunend hervor. Er fühlte sich etwas überrascht. »Seid meine Gäste! Aber was führt euch zu dieser späten Stunde zu mir?«

»Gleich«, sagte Zuliffer. »Im Turm. Wir, dürfen doch eintreten?«

»Ich hieß euch doch schon willkommen«, antwortete der Gelehrte. »Obwohl es mich wundert, dass ihr...«

Der Hauptmann der Palastwache - der einzigen Krieger, die es auf dem Planeten gab - schob ihn sanft beiseite und trat ein. Ihm folgten seine Soldaten, sechs an der Zahl. Als auch der letzte im Turm war, schloss und verriegelte Liktus Boi die Tür wieder.

Er huschte an seinen Besuchern vorbei und stieg die Treppenstufen in eine Etage des Turms hinauf, in der er früher - lange war es her - Schüler unterrichtet hatte. Er hatte nie wieder von ihnen gehört und musste annehmen, dass sie alle in der Mine ums Leben gekommen waren.

»Bitte, setzt euch!«, bot Boi den Soldaten an.

Der wabenförmige Raum umfasste die ganze Etage. Die Wände waren von Regalen mit Speicherfolien bedeckt. Es gab etwa zehn Stühle und zwei große Tische. Liktus Boi setzte sich Imm Zuliffer gegenüber hin und blickte den Hauptmann gespannt an.

»Was ich zu sagen habe, wird dir vielleicht nicht gefallen, Liktus Boi«, sagte Zuliffer. Die Greifzangen an den Enden der sechs Gliedmaßen zuckten nervös. »In dem Fall bitte ich dich schon jetzt, darüber Schweigen zu bewahren und vor allem nichts der Prinzessin zu berichten. Gibst du mir dein Versprechen?«

»Ja«, sagte Boi irritiert. Weshalb machte Zuliffer es so spannend? Was hatte er Geheimnisvolles vor?

Wie verschwörerisch beugte sich der Hauptmann nach vorn, bis seine Fühler fast die des Gelehrten berührten.

»Es ist so«, sagte er. »Wir Zineda wollen nicht länger den Terror und die Willkür der Wachen des Reichs hinnehmen.«

»Auf diesen Moment habe ich lange gewartet«, seufzte der im Grunde vollkommen pazifistisch eingestellte alte Mann. »Und, was wollt ihr tun?«

»Wir werden«, sagte Imm Zuliffer noch leiser, so als hätten die Wände Ohren, »mit unseren besten Soldaten die E'Valenter angreifen! Wenn am morgigen Tag eine neue Karawane aus zwanzig neuen Minenarbeitern von Prinzessin Scharanay verabschiedet wird, werden in den Kutten der Todgeweihten nicht die jungen Leute stecken, sondern ich und meine Palastwache.«

Liktus Boi erschrak zutiefst. So hatte er sich eine Aktion gegen die Unterdrücker nicht vorgestellt.

»Das ist Selbstmord«, sagte er schockiert, und seine Fühler zitterten vor Erregung. »Du weißt, über welche furchtbaren Waffen die E'Valenter verfügen. Sie haben es mehr als einmal demonstriert.«

»Aber sie sind nur wenige«, tat der Hauptmann den Einwand ab. »Wir haben ebenfalls Waffen, wenn auch nicht solche wie sie. Aber in einem Überraschungsangriff können wir sie besiegen!«

Seine Stimme klang eindringlich. Liktus Boi schwankte in seinem Widerstand.

»Und weshalb kommt ihr damit zu mir?«, fragte er, obwohl er die Wahrheit bereits ahnte.

»Unser Wunsch ist«, sagte Zuliffer freiheraus, »dass du uns bei unserem Angriff begleitest.«

»Ich?«, fuhr Boi zurück. »Warum ich? Ich bin kein Kämpfer!«

»Aber du bist unser größter Gelehrter und mit den Monden vertraut! Du kennst sogar die Sterne und ihre Bewegungen! Wenn du dabei bist, werden die Palastwächter beginnen, an die Erfolgsaussichten

des Unternehmens zu glauben! Und nur Soldaten, die einen Glauben an sich selbst besitzen, können auch den Sieg davontragen, verstehst du? Gegen die Waffen der E'Valenter ist der Glaube alles, was wir haben!«

Liktus Boi schwieg eine Weile. Auch Zuliffer sagte nichts, sondern ließ ihn nachdenken.

Schließlich sagte Boi: »Es ist alles schön und gut, Hauptmann. Dein Plan erscheint mir wohl durchdacht. Aber verrate mir eines: Weshalb willst du gerade jetzt eine so verzweifelte Aktion starten?«

Er hatte damit ins Schwarze getroffen, das verrieten ihm die unsicheren, nervösen Zuckungen von Zuliffers Fühlern. Und dann gestand der Hauptmann der Palastwache.

»Du hast Recht, Liktus Boi«, sagte er widerstrebend. »Die junge Tochter des Mondes, Prinzessin Scharanay, grämt sich zu Tode darüber, dass sie die Kinder ihres Volks immer wieder ins Verderben nach Eyschant in die Mine schicken muss. Und da sich zwischen mir und ihr seit einiger Zeit gewisse... zarte Bande angebahnt haben, kann ich nicht länger dem Niedergang meines Volkes und meiner Prinzessin zuschauen. Aber ich warne dich nochmals! Wenn du nicht zustimmst, sag kein einziges Wort zu Scharanay! Sie darf nichts von dem Plan und dem Kommando wissen!«

Wieder schwiegen sie für Minuten. Liktus Boi wog zischen den Vor- und den Nachteilen des Plans des Hauptmanns ab. Dann nickte er endlich.

»Du kannst mit mir rechnen, Imm Zuliffer«, versprach er. »Wenn es um unsere Freiheit und die Prinzessin geht, bin ich auf eurer Seite. Ich werde eure Aktion begleiten - und wenn es das Letzte im Leben ist, was ich tue. Für die Freiheit ist kein Preis zu teuer.«

Der Hauptmann beugte sich wieder vor und legte ihm eine Klauenhand auf die schmale Schulter.

»Ich danke dir, Liktus Boi, im Namen unseres Volkes und der Prinzessin. Ich bin sicher, wir werden siegen.«

Der Gelehrte gab keine Antwort. Er hoff-

te zwar, dass Zuliffer Recht hatte, konnte sich aber auf der anderen Seite nicht vorstellen, dass die E'Valenter so leicht zu überraschen und zu bezwingen sein sollten.

Aber immerhin gab es keinen Präzedenzfall. Noch nie hatten sich Angehörige des Volkes Derer von Zineda gegen sie aufgelehnt. Noch nie war es zu einem echten Kräftemessen gekommen.

Allein das war ein Grund dafür, dass er seine Teilnahme zusagte. Wer sonst als er sollte später einmal davon berichten, wie es gewesen war - falls er den Kampf überlebte!

Er geleitete den Hauptmann und seine Begleiter ins Freie. Die Schwüle der Nacht traf ihn wie ein Hammer. Und wieder schrie ein Vogel ganz kläglich. Er sah ihn am tiefvioletten Himmel davonflattern.

Es war für den Forscher wie ein böses Omen.

\*

Schon am kommenden Tag fanden sich bei Sonnenaufgang zwanzig Soldaten der Wache vor dem Palast ein, in dem die Prinzessin lebte. Der Palast stand im Zentrum der weitverzweigten Stadt. Hohe, spitze Türme ragten zwischen hohen Mauern in den Himmel.

Zwei der drei Monde standen noch sichtbar am Himmel, als Liktus Boi zu Fuß von seinem Turm eintraf. Trotzdem war ihm bereits heiß. Er hatte fast eine Stunde gehen müssen.

Die Palastwachen waren in graue Kutten gehüllt, die über ihren Hinterleibern auseinander fielen. Boi wußte, dass dies die zwanzig angeforderten Minenarbeiter sein sollten und dass sich Imm Zuliffer unter ihnen befand. Noch war er aber nicht bereit, sich unter sie zu mischen, zumal er bis zum der Abmarsch eine gute Stunde Zeit hatte.

Der Gelehrte begab sich in den Palast; es war ihm gleichgültig, was sich der Hauptmann dabei denken mochte. Er hatte sein Wort gegeben, der Prinzessin nichts zu verraten, und das musste - bei seiner Ehre -

genügen.

Liktus Boi ließ sich bei der Prinzessin anmelden und durfte schon eine Minute später in ihr wabenförmiges Schlafgemach eintreten. Diese Gnade wurde nicht vielen anderen gewährt. Er fand Scharanay in einem erschreckenden Zustand auf ihrer Liegestatt.

Ihr Chitinpanzer war viel ausgebleichter als gewöhnlich. An einigen Stellen war er gekräuselt und rissig. Scharanays Facettenaugen schimmerten blass. Ihre Fühler hingen schlaff herunter. Sie machte den Eindruck eines gebrochenen Wesens, krank und hinfällig, obwohl sie immer noch schön war. Boi fühlte starkes Mitleid mit ihr.

»Du bist es, Liktus«, zirpte sie. »Es tut gut, dich zu sehen. Viel zu lange habe ich auf dich warten müssen. Was sagen die Monde?«

Er war überrascht, dass sie danach fragte, nahm aber ihre Hand. Sie zitterte leicht. Das Schlimme war, er konnte ihr selbst keinen Halt geben.

Liktus Boi sah die Käfige mit kleinen, bunten Vögeln, die normalerweise fröhlich zirpten und sangen. Aber jetzt waren sie still. Sie schienen die Verzweiflung der Prinzessin zu spüren und mit ihr zu leiden.

»Die Monde...«, begann er, brach dann ab. Liktus brachte es nicht fertig, ihr die Wahrheit zu sagen. »Die Monde prophezeien, dass alles gut werden wird«, log er also. »Es ist vor allem wichtig, dass du, unsere geliebte Prinzessin, wieder gesund wirst.«

»Dos sagen die Monde?«, fragte Scharanay mit Zweifeln in ihrer Stimme. »Beügst du mich auch nicht, Liktus?«

Boi machte eine abwehrende Bewegung mit dem Kopf. »Du musst gesund werden, Prinzessin, dann wird alles wieder gut. Das sagen die Monde.«

Er schämte sich angesichts seiner Lügen, aber was konnte er sonst tun? Scharanay sich ihren Seelenqualen um ihr geknechtes Volk überlassen? Nein, das ganz bestimmt nicht!

Er wünschte, so friedfertig er im Grunde war, Hauptmann Zuliffer jeden erdenkli-

chen Erfolg gegen die Versklaver. Allein schon im Interesse der dahinsiechenden Prinzessin, deren Lebensinhalt er vielleicht tatsächlich geworden war. Dann erinnerte er sich daran, dass er selbst mit ihnen zu den Minen marschieren wollte.

»Leb wohl, Scharanay«, sagte er sanft, »und mach dir keine Sorgen! Die Monde haben uns den Sieg über die Unterdrücker vorausgesagt. Also glauben wir daran.«

»Du ... Ihr habt doch etwas vor, Liktus!«, rief ihm Scharanay nach, als er ihr Gemach verließ.

»Nichts, worum du dir Sorgen machen müsstest, Prinzessin«, gab er zurück.

Liktus Boi hasste sich selbst für seine Lügen.

Wieder unten angekommen, erlebte er gerade noch mit, wie die Prinzessin von einem Balkon ihres Wohnturms aus die vermeintlichen neuen Arbeitssklaven mit den traditionellen Worten verabschiedete. Und obwohl ihre Stimme schwach war, lag viel Pathos darin. Scharanay gab den traditionellen Hinweis auf ein Leben nach dem Tod und sprach den Dank des Volkes Deerer von Zineda aus, der den Todgeweihten gewiss sei.

Es war ein furchtbarer Tag für Liktus Boi, so schrecklich wie viele andere zuvor - nur mit dem Unterschied, dass diesmal auch er die graue Kutte eines Delinquenten trug. Er hatte sie zugeworfen bekommen, kurz bevor er aus dem Palast trat.

So konnte Prinzessin Scharanay von ihrem Turm aus nicht erkennen, dass er zum Aufgebot gehörte, das sich nun marschierend in Bewegung setzte. Am Westrand der Stadt stieg er mit den Soldaten auf die große Pritsche eines uralten Mehrachsentransporters. Von dort aus wurde gefahren - vielleicht einem Traum entgegen, vielleicht dem Tod.

\*

Die 21 Männer wurden hart durchgerüttelt. Der Weg von der Stadt zu den im Vorfeld des Gebirges gelegenen Minen war hart und beschwerlich, voller tiefer

Schlaglöcher. Und der Transporter war schlecht gefedert. Von seiner Brennstoffzelle getrieben, rumpelte er über die Straße, ächzte und knirschte in seinen Verstrebungen.

Für Liktus Boi war es ein Wunder, dass er nicht auseinander brach. Die Zineda auf der Pritsche rutschten von einer Seite auf die andere. Manchmal bildeten sich Knäuel aus Leibern, und Boi sah unter den Umhängen die versteckten halbautomatischen Schusswaffen. Nur er selbst war unbewaffnet.

Sie sahen die Berge schroff in den hell-violetten Tageshimmel wachsen. Fünf Stunden lang mussten sie die Strapazen der Fahrt ertragen, dann waren sie am Ziel.

Vor ihnen lagen der Eingang der Mine und die Anlagen der Feinde: ihre Wohnunterkünfte, das obere Ende des Lastenschachts, die seltsamen kleinen

Fahrzeuge der Unterdrücker. Der Boden bestand in dieser Region fast nur noch aus Fels. Lediglich in wenigen Nischen wuchsen Glott-Büsche, und hier und da breiteten sich Flechtenteppiche aus.

Der Transporter hielt in respektvoller Entfernung an. Der Fahrer stellte den Motor ab. Nach und nach stiegen die »Minenarbeiter« von der Pritsche. Liktus Boi stand neben Hauptmann Imm Zuliffer, als sie sich zu einem Zug ordneten, jeweils zwei Soldaten nebeneinander.

»Dort sind sie schon«, zischte Zuliffer dem Gelehrten zu. »Unser Empfangskomitee. Sie werden als Erste sterben, wenn ich den Befehl zum Losschlagen gebe.«

Es klang eiskalt. Liktus Boi erschrak vor dem Offizier. Aber was hatte er erwartet?

Er sah die E'Valenter des Reichs im Eingangsbereich der Mine stehen und auf sie warten. Die Totengräber Derer von Zineda! Es war das erste Mal, dass er sie aus so unmittelbarer Nähe zu Gesicht bekam. Umso beeindruckter war er - und zweifelte mehr denn je an einem Erfolg des Aufstandes.

Die E'Valenter zeigten sich als bis an die Zähne bewaffnete, klobig gebaute Wesen in martialisch-bedrohlichen Rüstungen.

Die Grundfarbe dieser Rüstungen war ein dunkles Grün. Auf den Brustharnischen prangte ein auffälliges Symbol: vor gelber, vielzackiger Sonne auf weißem Grund ein Quadrat mit einem achtzackigen Stern im Innenbereich. Davor wiederum ein Schwert und zwei helle Kugeln, eine vor und eine hinter der Klinge.

Die Fremden selbst maßen im Schnitt nur einen Meter achtzig, also deutlich weniger als die Insektoiden von Zineda.

Dafür aber waren sie umso kräftiger gebaut. Sie standen auf zwei stämmigen Beinen und hielten ihre Waffen in zwei starken Händen. Ihre Mundpartien stachen schnauzenförmig hervor, die Zähne wirkten grob und dunkel. Die Augen konnte man nicht sehen, weil alle E'Valenter dunkle Brillen trugen. Die Köpfe bedeckten Kappen, mit Beschirmungen im Nacken und über den Ohren.

Liktus Boi sah das alles, als sie schon auf die E'Valenter zumarschierten. Noch fünfzig Meter trennten sie vielleicht von ihnen. Der Gelehrte wusste, dass das Symbol auf den Brustharnischen für das mysteriöse Reich Tradom stand - jenes Reich, das nie einer Derer von Zineda gesehen hatte, das aber trotzdem für ihren Untergang sorgen würde. Nach Bois spärlichen Informationen befand es sich auf einem anderen Planeten.

Liktus Boi führte sich das jetzt, während sie auf die wartenden Versklaver zugingen, wie in einem schnell ablaufenden Film vor Augen. Er spekulierte nicht nur einfach ins Blaue, sondern seine Annahmen beruhten auf durchaus konkreten Informationen. Vor vielen Generationen war in der Stadt Zineda ein fremdes Lebewesen gestrandet, ein Abgesandter des so genannten Trümmerimperiums, von dem die Zineda seither nie mehr wieder etwas gehört hatten. Kein Zineda hatte jemals herausgefunden, was dieses Trümmerimperium war, wer dazugehörte und was seine Ziele waren.

Der fremde Besucher war bald nach seiner Bruchlandung im Turm der Weisen gestorben, in dem als letzter der Gelehrten der damals noch junge Liktus gewohnt hatte. Das Einzige, was der Sterbende zu-

rückgelassen hatte, waren sein Gewand und ein Apparat, den er als »Funkgerät« bezeichnete. Beide Reliquien bewahrte Liktus Boi nach wie vor im Turm der Weißen auf.

Aber es gab einen weiteren Hinweis, dass das Reich Tradom sich irgendwo im Weltraum befand. Denn die Erze, die in den Minen von Eyschant geschürft werden, wurden keineswegs auf dem Landweg abtransportiert, sondern stets mit einem sechzig Meter durchmessenden, schalenförmigen Raumschiff!

Und exakt dieses Raumschiff, wusste Liktus, würde nach einem festgelegten Zeitintervall in drei Tagen wieder über den Minen gesichtet werden.

Liktus Boi riss sich zusammen und konzentrierte sich auf die Gegenwart. Noch etwa fünfzehn Schritte trennten die Soldaten von den E'Valentern. Boi zählte sechs von ihnen, als einer der Stämmigen die rechte Hand hob und etwas bellte.

Seine Stimme klang tatsächlich so: abgehackt, wie aggressiv bellend. Aber sie war zu verstehen. Die Fremden sprachen die Sprache Derer von Zineda.

»Halt!«, kläffte der Anführer der E'Valenter. »Kommt keinen Schritt näher! Wartet, bis wir euch durchsucht haben! Ihr könntet...«

»Wir zeigen euch gleich, was wir können!«, rief Hauptmann Zuliffer und riss die halbautomatische Schusswaffe unter der Kutte hervor.

Es war das Signal für die anderen. Mit wütendem Zischen und Zirpen sprangen die Krieger der Palastwache auseinander und legten die Waffen auf die E'Valenter an. Damit begann das ungeheuerliche Drama.

\*

Die Krieger der Palastwache eröffneten das Feuer sofort und ohne Vorwarnung. Kreischend stoben aus den Büschen Vögel in den Himmel. Bevor die E'Valenter überhaupt reagieren konnten, jagten die Soldaten Salve auf Salve in ihre regungslo-

se Phalanx.

Das Rattern der Waffen schmerzte in Liktus Bois Gehörmembranen. Er war stehen geblieben, als die anderen an ihm vorbeirannten. Vor seinem geistigen Auge entstand ein fürchterliches Blutbad.

Seine Facettenaugen aber zeigten etwas besonders Schreckliches.

Die E'Valenter rührten sich immer noch nicht. Was Liktus Boi im ersten Moment als schreckerfüllte Starre interpretiert hatte, entpuppte sich höchstens als Verblüffung - denn die Kugeln konnten ihnen ganz offensichtlich nichts anhaben!

Sie standen da, und nicht einer wies eine Verwundung auf. Keiner fiel, keiner schrie. Sie trotzten dem Kugelhagel, und dann geschah das Unfassbare: Die E'Valenter fingen in einem bellenden, abgehackten Ton zu lachen an!

Fast gleichzeitig, schneller, als Liktus es mit den Augen verfolgen konnte, brachten sie ihre eigenen, silberglänzenden Waffen in Anschlag. Der Gelehrte sah, wie aus ihren Mündungen sonnenhelle Blitze schlugen.

Die besten Zineda der Palastwache, an ihrer Spitze Hauptmann Imm Zuliffer, verbrannten binnen eines einzigen Atemzugs zu Asche!

Liktus Boi blieb als Einziger übrig. Er zitterte am ganzen Leib und erwartete, ebenfalls verbrannt zu werden. Klebrige, säuerlich riechende Flüssigkeit bedeckte seinen Chitinpanzer wie ein feiner Film.

Die E'Valenter konnten ihn nicht am Leben lassen - oder doch? Weil er als Einziger unbewaffnet war? Oder sollte er allein umkehren und den Zineda von dem berichten, was er hier miterlebt hatte? Als eindrucksvolle Warnung?

Einer der Stämmigen, jener, der sie zum Stehenbleiben aufgefordert hatte, trat drei Schritte auf Liktus Boi zu, die Mündung der Waffe auf seinen Kopf gerichtet.

»Komm her!«, bellte er. Liktus Boi gehorchte mit zitternden Gliedmaßen.

Er blieb erst stehen, als er ganz nahe vor dem Wesen aus dem Weltraum stand. Der Gelehrte konnte den stinkenden Atem des E'Valenters riechen.

»Zeig deine Hände!«, wurde er aufgefordert. Ihm war übel. Er hatte ein Gefühl, als ob sich alles um ihn drehte und sich der Boden öffnen würde. »Öffne deine Kutte!«

Er gehorchte. Was sollte er auch sonst tun? Er war bereit gewesen zum Sterben, aber jetzt, angesichts des so sinnlosen Todes seiner Artgenossen...

»Du trägst also tatsächlich keine Waffe«, stellte der E'Valenter zufrieden fest. »Warum bist du dann mit den anderen gekommen?«

»Um... um mit euch zu reden«, log er. Schon wieder! »Um zu... verhandeln...«

Die E'Valenter lachten noch lauter als vorhin. Liktus Boi glaubte, keine Luft mehr zu bekommen oder in der Mitte durchzubrechen. Er wich einen Schritt zurück, als der Sprecher der Fremden zu lachen aufhörte und blitzschnell seine Hand mit der Waffe vorstieß.

Boi war zu langsam. Die brennend heiße Mündung des Strahlers wurde so fest gegen seinen Hals gepresst, dass sich eine tiefe Wunde in die Chitinhaut des Gelehrten biss. .

Liktus schrie furchtbar auf. Der Schmerz war kaum erträglich, machte ihn für Sekunden blind und taub und ließ ihn am Boden zusammenbrechen, als seine Beine einknickten. Der alte Zineda wälzte sich, bis er wieder atmen konnte und sich der Schleier vor seinen Facettenaugen lüftete.

Über sich sah er, die Waffe immer noch drohend auf ihn gerichtet, den E'Valenter - das grausamste und brutalste Wesen, das er jemals gesehen hatte. Und die anderen waren nicht besser. Der Gelehrte hatte nie gewusst, dass es zu solcher Rohheit fähige Geschöpfe gab.

»Hörst du mich, Zineda?«, fragte der Anführer. »Dann pass gut auf, was ich dir jetzt sage!«

Jedes Wort war wie ein Speer, der sich in Liktus' Panzer bohrte, jeder Satz eine Welle von Schmerzen.

»Du wirst in eure Stadt zurückkehren und eine Botschaft an die Herrscherin eures Volkes überbringen. Sag ihr: Noch ein einziger Versuch dieser Art und wir werden am Volk Derer von Zineda ein Straf-

gericht halten, wie es diese Welt noch nicht erlebt hat. Eure Prinzessin Scharanay soll spätestens bis zum morgigen Tag fünfzig neue Arbeiter zu den Minen schicken, oder die ganze Stadt wird es bitter büßen.«

Liktus Boi zirpte vor Schmerzen, wand sich auf dem Boden.

»Hast du mich verstanden?«, bellte der E'Valenter und versetzte ihm einen Tritt in die Seite.

»Willst du, dass ich die Botschaft aussrichte, oder willst du mich umbringen?«, begehrte Boi auf.

»So leicht sterbt ihr Kreaturen nicht«, höhnte sein Peiniger und klopfte gegen den Lauf seiner Strahlwaffe. »Jedenfalls nicht ohne das.«

»Ja«, ächzte Liktus. »Ich verstehe.«

Er hatte etwas ganz anderes sagen wollen, beherrschte sich aber. Es hatte in seiner Situation keinen Sinn, die E'Valenter zu provozieren. Er konnte dabei nur verlieren. Wenn er sich zu störrisch zeigte - wer konnte wissen, ob sie nicht an seiner Stelle einen Minensklaven mit der Botschaft nach Zineda schicken würden?

»So ist es gut«, lobte der E'Valenter höhnisch, beugte sich vor und griff ihm unter die Arme. »Siehst du, ich helfe dir sogar auf.«

»Wie... wie soll ich es schaffen, noch an diesem Tag in die Stadt zurückzukommen? Hierher kamen wir mit dem Transporter. Für den Weg zurück benötige ich zu Fuß zwei Tage, wenn nicht mehr...«

»Das ist doch ganz einfach«, sagte der E'Valenter. »Du wirst mit dem Transporter zurückfahren. Du wirst ihn steuern.«

»Aber das ist Wahnsinn«, entfuhr es Liktus Boi. »So etwas habe ich noch nie getan.«

»Dann werden wir es dir zeigen.«

\*

Die E'Valenter hatten ebenfalls noch nie einen Mehrachstransporter Derer von Zineda gefahren, aber sie fanden ziemlich schnell heraus, was dazu zu tun war. Sie

fuhren mehrere Runden und erklärten Liktus Boi die Funktionsweise.

Die Halswunde schmerzte immer noch höllisch, aber der Körper selbst hatte sich erholt. Das Schlimmste waren jetzt der Hunger und der Durst. Auf seine vorsichtige Anfrage hin brachten ihm die Versklaver Wasser und trockenes Brot, das furchtbar schmeckte.

Aber er zwang es hinunter, denn er brauchte Kraft, wollte er das Abenteuer der Fahrt überleben. Es ging nicht nur um ihn, es ging um sein Volk. Und natürlich um die Prinzessin.

Die E'Valenter brauchten ihn, um ihre Botschaft zu übermitteln. Deshalb das Wasser, deshalb das Brot.

»Hast du behalten, was ich dir gesagt habe?«, fragte der Sprecher der E'Valenter, als er ihm in den Führersitz des Transporters hinaufhalf.

»Jedes Wort«, zirpte der alte Gelehrte. »Ich werde es ausrichten, falls ich Zineda jemals erreiche.«

»Du wirst es schaffen«, sagte der Bullige. »Wir haben dir alles beigebracht, was du wissen musst, um dieses Vehikel zu fahren.«

»Auf Nimmerwiedersehen«, krächzte Boi bei noch laufendem Motor.

Der Gelehrte drehte die Kupplung und schob einen Gang ein. Der Transporter ruckte an. Zweimal würgte Boi ihn ab, dann endlich gelang es ihm, den Motor am Laufen zu halten und das schwere Fahrzeug auf die Straße hinauszusteuern.

Hinterher wusste er selbst nicht mehr, wie er es geschafft hatte. Als der Transporter einmal lief, ging alles wie automatisch. Doch auf dem harten Sitz hinter dem Steuer war es womöglich schlimmer als auf der Pritsche.

Immer wieder, über jedem Schlagloch, wurde Liktus Boi in die Höhe geworfen, wo er an die Decke stieß. Zweimal kam er von der Straße ab und verlor die Orientierung, fand sie aber jedes Mal nach einigen Kilometern wieder.

Und dann, nach sechs Stunden, sah er die Stadt Zineda endlich vor sich, in ihrem Zentrum sein Ziel, der Palast der Prinzen-

sin mit seinen hohen Mauern und Türmchen. Er hatte es geschafft!

Liktus Boi brach vor Erschöpfung fast zusammen. Seine Arme und der Kopf lagen über dem Steuer und hielten es krampfhaft fest, damit jetzt, auf der letzten Etappe, nur auch ja nicht von der Straße abkam.

Er hielt nicht am Strandrand an, nicht dort, wo er und die zwanzig Getöteten ein- und aufgestiegen waren, sondern ratterte zwischen den Häuserblocks weiter bis zum Palastvorplatz, mehr bewusstlos als wach. Erst dort hielt er an, indem er noch einmal alle Kraft zusammennahm, auskuppelte und bremste.

Knappe zehn Meter vor der Palastmauer kam der Transporter zum Stehen. Liktus Boi sank über dem Steuer ohnmächtig zusammen.

\*

Als er erwachte, befand er sich in einer großen Wanne voll schaumigen Duftwassers, dessen ätherische Öle sofort belebend auf ihn wirkten. Drei junge Frauen hielten und wuschen ihn mit weichen Schwämmen. Er kannte sie alle. Es waren die Töchter der Prinzessin aus ihrer ersten Verbindung, die schon zwanzig Jahre oder länger zurücklag.

»Was... was macht ihr mit mir?«, fragte Boi benommen. »Wo bin ich?«

»Als ob du das nicht wüsstest, Liktus«, sagte eine von ihnen. »Hier in den Privatgemächern der Prinzessin. Wir haben dich soeben von den Toten zurückgeholt. Die belebenden Düfte, die Massagen...«

»Jaja, schon gut.« Liktus wollte es gar nicht genauer wissen. Sie hatten ihn ausgezogen, er war nackt und musste fürchten, dass die Prinzessin jeden Augenblick hereinkam und ihn so sah. Aber der Chitinschuppen war wieder glatt und der säuerliche Geruch der Sekrete verschwunden. »Ich bin wieder gesund und muss mit Scharanay sprechen.

Habt ihr einen frischen Umhang für mich? Oder wenigstens Tücher?«

Die Prinzessinnentöchter kicherten zirpend. »Wir haben alles vorbereitet, Liktus Boi. Aber bevor du zu unserer Mutter gehst, möchte dich Bar Tidous sprechen - du weißt schon, der Privatsekretär.«

Besser hätte sie gesagt: der Oberste Leibwächter! Tidous war einer der ganz wenigen Zineda, die Boi auf den Tod nicht ausstehen konnte. Ein arroganter, durchtriebener Kerl, der sich darüber hinaus Hoffnungen machte, eines Tages die Hand der Prinzessin zu erlangen. Er machte ihr den Hof wie kein anderer, und es hieß, dass mancher Konkurrent auf sein Geheiß schon in irgendwelchen Kerkern schmachtete.

»Wenn es denn unbedingt sein muss«, zirpte Liktus Boi und ließ sich von den Prinzessinnentöchtern aus der Wanne helfen. Sie trockneten ihn kichernd ab und reichten ihm dann große Tücher, mit denen er seinen Körper bedecken konnte, um zur Prinzessin vorgelassen zu werden.

Doch das ging nicht, ohne an Bar Tidous vorbeizukommen. Der Privatsekretär der Regentin erwartete ihn vor der Tür zu Scharanays Wohngemach. Er stellte sich ihm in den Weg.

»Lass mich vorbei!«, verlangte der alte Gelehrte.

»Nicht bevor du mir gesagt hast, worum es bei deinem Besuch geht«, wehrte Tidous ab. »Noch sind wir ahnungslos. Wir wissen lediglich, dass du mit dem Transporter zurückgekehrt bist, mit dem die einundzwanzig Minenarbeiter zu den Bergen aufgebrochen sind - heute Morgen. Aber ich mache mir meinen Reim darauf. Du bist mit ihnen gefahren!«

»Das stimmt«, gab Boi unumwunden zu. Was hätte er auch sonst antworten können?

»Warum?«, fragte der Sekretär.

»Das werde ich der Prinzessin berichten«, antwortete Boi. Nein, dachte er, beichten!

»Wo sind die anderen?«, hakte Tidous nach. »Warum hast du sie nicht mit zurückgebracht? Wo ist Hauptmann Zu-liff er?«

»Tot«, sagte Liktus mit gesenktem Kopf.

»Zuliffer tot?«, zirpte der Assistent aufgeregt, und Boi glaubte, einen stillen Triumph in seinen Augen zu sehen. Natürlich! Sein Hauptkonkurrent um Scharanays Gunst existierte nicht mehr. »Das musst du mir ganz genau erklären. Wie ist es passiert?«

»Nichts werde ich dir erklären!«, wehrte Liktus Boi ab. »Entweder du lässt mich jetzt zu der Prinzessin, oder ich schreie den ganzen Palast zusammen und werde berichten, wie sehr dir der Tod des Hauptmanns der Garde zustatten gekommen ist.«

»Versuch das nur!«, höhnte der Sekretär. »Ich werde...«

»Nichts wirst du tun, weil jeder hier weiß, dass du auf die Prinzessin aus bist und dem Hauptmann den Tod an den Hals wünschtest. Also, lässt du mich jetzt gehen, oder muss ich schreien?«

Für einen Augenblick standen sie sich gegenüber, fast kampfbereit. Aber Liktus Boi konnte hier nichts mehr schrecken, seitdem er bei der Mine dem Tod ins Auge gesehen hatte.

»Dann geh doch!«, schrie Bar Tidous und stampfte mit wütenden Schritten davon.

»Bar?«, erklang die Stimme der Prinzessin aus den Gemächern hinter der Tür.

»Nein, Scharanay«, sagte der Gelehrte, nachdem er eingetreten war. »Es tut mir Leid, wenn du ihn erwartet haben solltest.«

»Liktus!«, entfuhr es der Prinzessin. Sie hatte in einem hohen Stuhl gesessen und melancholische Musik gehört. Jetzt schaltete sie sie aus und erhob sich. »Du bist schon wieder hier? Ist etwas passiert? Nun sprich schon!«

Sie sah womöglich noch elender aus als am Morgen, aber Boi verkniff sich jede Bemerkung. Es war schlimm genug, was er ihr zu sagen hatte.

»Bitte setz dich wieder, Prinzessin!«, bat er sie, und sie gehorchte. Er roch ihr süßliches Körpersekret, ein weiteres Zeichen für ihre Erregung und Verzweiflung. Auch am Morgen war es ihm schon aufgefallen. »Was ich dir jetzt zu sagen habe, ist nicht leicht für mich - und um so schwerer zu verstehen für dich.«

»Was ist es? Sprich!«, flehte die Prinzessin.

Liktus Boi erzählte alles. Er ließ in seinem Bericht nichts aus, weder die Verschwörung des Hauptmanns noch dessen furchtbaren Tod. Auch über seine eigene Rolle sprach er schonungslos. Sein Bericht endete mit dem Ultimatum der E'Valenter.

»Sag das noch einmal!«, bat die Prinzessin mit zitternder Stimme. »Auch Hauptmann Imm Zuliffer befindet sich unter den Toten?«

»So ist es, leider, Prinzessin.«

Scharanay rang nach Luft. Dann brach sie in ihrem Stuhl zusammen.

Liktus Boi hörte einen der Vögel in den in jedem Raum stehenden Käfigen. Es war ein trauriger Laut, und der Gelehrte sah, dass in den Käfigen Vögel tot auf dem Rücken lagen.

\*

Zuliffers Worte waren also die Wahrheit gewesen, stellte Liktus Boi fest. Es gab diese »zarten Bande« zwischen ihm und der Prinzessin, vielmehr hatte es sie gegeben. Und sie waren so stark gewesen, dass Scharanay bei der Nachricht vom Tod ihres Geliebten in eine tiefe Ohnmacht gesunken war.

Liktus hatte die Wachen alarmiert. Inzwischen kümmerte sich der ganze Hofstaat um das Wohl der Prinzessin, allen voran ihre Töchter und die Heiler aus dem Palast.

Bar Tidous, der Privatsekretär mit eigenen Ambitionen, hielt den Gelehrten auf einem der prachtvollen Korridore an und drohte ihm: »Wenn die Prinzessin stirbt, stirbst du auch - mein Wort darauf. Niemand wird je herausfinden, wer dein Mörder war!«

Liktus gab keine Antwort. Tidous richte te sich drohend auf das dritte Beinpaar auf. Die vorderen Extremitäten schossen vor. Tidous schüttelte Boi heftig, hebelte ihn zu Boden und stakste dann davon, verschwand in einer Seitentür.

Der alte Gelehrte richtete sich unter

Schmerzen auf, wenngleich sie nicht schlimmer waren als die Schmerzen an seinem Hals, an der verbrannten Haut. Er röchelte und musste sich für fast eine Minute auf alle sechs Gliedmaßen stützen. Dann sah er wieder klar und richtete sich zu der gewohnten Haltung auf.

Schwankend taumelte er durch die Gänge des Palasts. Bar Tidous begegnete ihm zu seinem Glück nicht mehr, aber er fragte sich zum Aufenthaltsort der Prinzessin durch. Die Warnung das Ultimatum der E'Valenter, ging ihm nicht aus dem Sinn.

Er hatte ihre schrecklichen Waffen und ihre Wirkung gesehen. Er konnte sich vorstellen, wie die Stadt nach einem Angriff aussehen würde.

Nach stundenlanger Suche fand er die Prinzessin. Sie war mittlerweile wieder in ihrem Schlaf gemach, und ihre Töchter ließen ihn ein. Liktus Boi hatte sich zwischenzeitlich einen neuen, sauberen Umhang besorgt, wie ihn alle Würdenträger des Palastes trugen.

»Scharanay«, zirpte Boi leise, als er sich vor ihr großes Bett kniete und zärtlich und voller tiefer, ehrlicher Bewunderung ihre Klauenhand nahm. »Prinzessin. Was kann ich tun, um dich zu trösten? Bitte sage es mir, und ich werde es tun.«

Sie drehte den dreieckigen Kopf und sah ihn aus ihren großen, ovalen Facettenaugen an. Sie war in einem fürchterlichen Zustand. Jeglicher Glanz war aus diesen einst so eindrucksvollen Augen verschwunden.

Boi roch ihre Verzweiflung mehr denn je. Winzige Kristalle hatten sich auf ihrem Panzer gebildet und funkelten im trüben Licht. Die kleinen Ziervögel gaben jämmerliche Laute von sich. Auch hier entdeckte Liktus tote Exemplare auf dem Käfigboden.

»Oh, Liktus, mein alter Freund«, zirpte sie. »Du kannst Imm Zuliffer nicht wieder lebendig machen. Niemand kann das.«

»Ich weiß«, antwortete der Alte.

Die Prinzessin hob den Kopf an. Liktus griff dahinter und stützte sie.

»Aber das haben die Fremden nicht umsonst getan«, zischte die Prinzessin. Plötzlich war doch wieder Feuer in ihren Au-

gen, aber kein gutes Feuer, sondern das des Zorns, der Vergeltung. »Das Volk Derer von Zineda wird sich nicht länger das Leiden gefallen lassen. Wir werden eine Armee ausrüsten, zu der jeder einzelne Bewohner der Stadt gehört, der kämpfen kann, und wir werden die E'Valenter aus tilgen wie Unkraut - oder selbst verlöschen!«

Nach dieser Kraftanstrengung legte sie sich zurück. Liktus zog seine Hand hervor und starre sekundenlang hilflos und bestürzt auf die wieder Besinnungslose nieder.

»Prinzessin«, flüsterte er. »Das darf nicht dein Ernst sein. Ich habe die Waffen der Fremden gesehen, du nicht. Du sprichst das Todesurteil über dein Volk!«

Aber sie antwortete nicht mehr. Liktus Boi erhob sich und ging zur Tür des Schlafgemachs. Die Prinzessinnentöchter kamen ihm entgegen und eilten zur Liegestatt ihrer Mutter, gefolgt von einem wütenden Bar Tidous.

»Hast du jetzt genug, alter Mann?«, fuhr der Sekretär Boi an. »Oder muss noch mehr passieren?«

Liktus' Weg aus dem Palast glich einer Flucht; einer Flucht vor allem, was ihm einmal vertraut gewesen war. Die Nähe der Prinzessin; die Ratschläge, die sie immer von ihm angenommen hatte; ihre Fragen nach den Prophezeiungen der Monde.

Plötzlich war das alles anders geworden. Und das wegen des Todes eines Mannes, der diesen sogar in Kauf genommen hatte. Für diesen einen sollte das ganze Volk Derer von Zineda nun büßen.

Das konnte, das durfte nicht sein!

\*

Liktus Boi war in den Turm der Weisen zurückgekehrt, als es schon zu dämmern begonnen hatte. Er war voller Verzweiflung. So viele Generationen von Gelehrten hatten hier gelebt; ihre Besitztümer und ihre Habe stapelten sich wie Reliquien in den leeren Kammern. Und doch reichte all die angehäufte Weisheit offenbar nicht aus,

um die Verbitterung der kranken Prinzessin zu besiegen und den Untergang Zinedas zu verhindern.

Am nächsten Tag sollten die fünfzig neuen Minensklaven bereitstehen und nach Eyschant abtransportiert werden. Die E'Valenter erwarteten sie dort. Und wenn das nicht geschah...

Es würde nicht geschehen, wenn die Prinzessin ihren Sinn nicht änderte!

»Der Schmerz über den Verlust hat ihr den Verstand geraubt«, sagte Liktus zu sich selbst. »Vielleicht kann ich sie umstimmen, wenn sie wieder bei sich ist. Ich muss es versuchen, zusammen mit ihren Töchtern und den Heilern... Ich muss noch einmal zurück in den Palast...«

Der Blick des Gelehrten fiel auf jene seltsame Kutte, die einst der Besucher aus dem Trümmerimperium bei den Zineda zurückgelassen hatte. Das Kleidungsstück war beigefarben, mit zwei Ärmeln und einer weiten unteren Öffnung. Auf die Körperform des längst gestorbenen Wesens ließ das wenig Schlüsse zu.

Am interessantesten war das Symbol, das sich auf dem linken Schulterstück der Kutte befand. Es zeigte eine helle Spirale vor gelbem, vielzackigem Strahlenkranz auf weißem Grund, am oberen Rand überstrahlt von einer gelb-orangefarbenen Kugel. Unten befand sich ein Schriftzug in durchscheinendem Gold mit dunklem Schattenwurf: begrenzt von kleeblattähnlichen Schlaufen, flankierten zwei Dreiergruppen von Balken eine Raute.

Dieses Symbol, vermutete Boi, stand nicht für das Reich Tradom, sondern für das ebenso geheimnisvolle Trümmerimperium. Aber was half es ihm? Er konnte seinen Abgesandten nicht wieder lebendig machen, damit er ihm helfe.

Neben dem Gewand lag unter einer Glaskuppel geschützt das »Funkgerät«, das der Reisende von den Sternen damals im Turm der Weisen zurückließ. Und mit einem Mal kam Liktus Boi eine sehr, sehr seltsame Idee: *Was, wenn er das Funkgerät für einen Hilferuf benutzen könnte?*

Der Gedanke schien verrückt. Erstens hatte er keine Ahnung, wie das Gerät zu

bedienen war, und zweitens wusste er nicht, wer seinen Spruch empfangen sollte. Am Ende ein Raumschiff des Reichs, der E'Valenter?

Aber auf der anderen Seite sah er auf Zinet niemanden, der in dieser kritischen Situation Rettung bringen sollte. Wenn er ehrlich zu sich war, glaubte er nicht daran, die Prinzessin umstimmen zu können. Sie war zu krank an Körper und Geist und lebte nur noch für ihre Rache. Er konnte sie dafür nicht verurteilen, aber sie sah einfach nicht, dass sie dabei war, ihr Volk zu opfern.

Nein, Hilfe konnte er nicht erwarten, von keinem Wesen auf dieser Welt. Aber im Weltraum...

Liktus Boi glaubte fest daran, dass es im Weltall viele Zivilisationen gab - auch solche, deren Angehörige sich zwischen den Sternen bewegten. Wenn sein Hilferuf eines dieser Raumschiffe erreichte, das nicht zu den Feinden gehörte...

Es war eine wilde, verzweifelte Hoffnung; die einzige, die der Gelehrte hatte. Was er tat, konnte sich als verhängnisvoll erweisen und die Falschen auf den Planeten Zinet aufmerksam machen. Aber das musste er einfach riskieren. Für sein Volk! Für die Prinzessin!

Vorsichtig öffnete der Gelehrte die Glocke und legte sie beiseite. Er stand über das Funkgerät gebeugt und hielt seine Hände über den Schaltern und Tasten, so als wolle er sie damit beschwören. Als nichts geschah, wagte er es, das Gerät zu berühren. Es fühlte sich seltsam kühl an.

»Die Tasten...«, sagte er.

Unerhört behutsam, als könne das Gerät bei der kleinsten falschen Berührung in die Luft fliegen, drückte er auf eine Taste nach der anderen. Beim vierten Mal hatte er Glück.

Plötzlich ertönte ein helles Pfeifen, und ein kleines rotes Licht blinkte auf. Liktus Boi schrak zurück, aber nichts geschah, außer dass es weiter aus dem Kasten pfiff und das rote Licht blinkte.

Bedeutete das, dass er jetzt funken konnte?

Liktus Boi versuchte es einfach. Er holte

tief Luft und beugte sich über das Gerät, ohne eine Ahnung zu haben, wo er hineinsprechen musste. Er hoffte, dass seine Stimme, wenn sie nur laut genug war, automatisch aufgefangen und gesendet werden würde.

Also begann er zu sprechen: »Das Volk der Prinzessin Scharanay steht vor dem Ende. Fremder, der du diese Stimme eines treuen Untertanen verstehen kannst, komm und hilf! Bevor die E'Valenter des Reichs das Volk der Prinzessin ausgelöscht haben...«

2.

*JEFE CLAUDRIN*

*12. November 1311 NGZ*

»Wie ein feines Netz aus kleinen Glitzersteinen.« Benjameen da Jacinta flüsterte die Bemerkung, als wolle er nicht, dass sie jemand hörte. Das dreidimensionale Bild, das seit wenigen Sekunden in die Zentrale der JEFE CLAUDRIN projiziert wurde, zeigte das Randgebiet der 150.000 Lichtjahre durchmessenden Spiralgalaxis Tradom. Die Sterne standen nicht gerade dicht in diesem Sektor, der terranischen Astronomen als HCG 87A im Sternbild des Steinbocks bekannt war.

Der 100-Meter-Kreuzer mit der Typennummer LE-KR-44 verhielt sich still, seine Orter liefen auf Hochtouren und sammelten Informationen. Das Hologramm mit der kosmischen Umgebung füllte sich mit weiteren Lichtpunkten, die von der Hyperortung erfasst und identifiziert wurden. »Schräg über sich« sah Benjameen auf einem Bildschirm das Gleissen der Sonnen der eigentlichen Großgalaxis, ein einziges grettes Licht, das einen guten Winkel des Weltalls »über« der Besatzung ausfüllte.

Der junge Arkonide schauderte leicht bei dem Anblick. Er war für ihn unheimlich. Sie befanden sich in absoluter Fremde - fast unendlich weit von der Milchstraße entfernt.

»Es ist gewaltig«, sagte seine Lebensgefährtin Tess Qumisha leise neben ihm.

Sie saßen angeschnallt in der Zentrale der CLAUDRIN, gerade noch in Hörweite des Kommandanten.

Dem Mann eilte der Ruf voraus, für seine Mitmenschen nicht viel übrig zu haben. Seine Reaktion passte zu seinem Ruf: Harun al Kharud reagierte auf das Lichtermeer mit einem dumpfen Grunzen. Sein hageres Gesicht mit dem schwarzen Vollbart wirkte noch verkniffener als sonst.

»Gewaltig ist das, ja«, sagte der arkonidische Zeroträumer. »Wir sind 388 Millionen Lichtjahre von zu Hause entfernt - weiter als jemals zuvor ein Schiff der Menschheit.«

»Vielleicht mit Ausnahme der SOL«, schränkte Tess ein. »Wo sie überall war auf ihrer Odyssee, das weiß immer noch niemand.«

»Könntet ihr beide vielleicht liebenswürdigerweise mit euren Bestaunungen aufhören?«, fragte Harun al Kharud sarkastisch. Seine tiefe Stimme klang wie immer sehr rau. »Könntet ihr euch wieder daran erinnern, dass wir eine Aufgabe zu erfüllen haben?«

»Eine Aufgabe - natürlich«, reagierte Benjameen halb gereizt, halb belustigt. Der inzwischen 39 Erdenjahre alte Arkonide, an dem nichts mehr an den hageren Jüngling früherer Tage erinnerte, hatte stets seine Probleme mit dem Kommandanten. »Wir sollen, vom Sternhaufen Virginox kommend, Informationen über die Galaxis Tradom sammeln - so wie noch andere 29 Beiboote der LEIF ERIKSSON und acht DORKATI-Kreuzer der arkonidischen KARRIBO. Ist das so weit richtig?«

»Werd jetzt bitte nicht albern«, knurrte al Kharud und zwirbelte seine überlangen Schnauzhaare. »Ich habe keinen Sinn für lustige Sprüche.« Er wandte sich den Ortern zu und tauschte mit denen kurze Bemerkungen aus.

»Hör auf, Ben«, sagte Tess und legte ihm eine Hand auf den Arm. »Er ist unser Kommandant.«

»Nicht meiner«, flüsterte Benjameen ihr ins Ohr.

»Der Kommandant des Kreuzers. Möchtest du unbedingt Ärger mit ihm haben?«

Wenn es ernst wird, müssen wir zusammenarbeiten.«

»Ist ja schon gut«, murmelte Benjameen. »Aber wo sollte es hier ernst werden? Kein Funkverkehr, keine Ortungen weit und breit.«

»Was hast du erwartet? Wir haben gerade den äußersten Randsektor dieser Galaxis erreicht. Gott sei uns gnädig, dass wir es nicht sofort mit den Riesenkatamaranen des Reichs Tradom zu tun bekommen.«

Sie hatte Recht. Jede Stunde, die sie unentdeckt blieben, war wertvoll. Was sie und die anderen Kreuzer tun sollten, war, einen Anfang zu machen, einen möglichst umfangreichen Datenpool anzulegen, aus dem sich später schöpfen ließ. Dazu gehörten astronomische Beobachtungen ebenso wie die Auswertung und Speicherung des Funkverkehrs, Informationen über Schiffsbewegungen, fremde Völker, galaktische Infrastruktur.

»Könntet ihr euch jetzt auf unsere Aufgabe konzentrieren?« Der Kommandant wandte dem Paar den Blick seiner hellgrünen Augen zu. »Wir fliegen eine Überlicht-Etappe über fünfzig Lichtjahre hinweg. Ich wäre euch überaus dankbar, wenn ihr geistig dabei wärt.«

»Selbstverständlich«, antwortete Tess, bevor ihr Gefährte eine möglicherweise wieder provozierende Erwiderung geben konnte.

Der Kommandant nickte. »Danke, überaus freundlichen Dank.«

»Bitte schön«, konnte Benjameen sich nicht verkneifen. »Gern geschehen.« Er dehnte seine athletische Figur, wegen der ihn manche Menschen mit Atlan, dem unsterblichen Arkoniden, verglichen.

Harun bedachte ihn mit einem stechenden Blick. Dann wandte er sich seinen Kontrollen zu.

Die LE-KR-44 ging in den Hyperraum. Nach weniger als drei Minuten tauchte sie in den Normalraum zurück, fünfzig Lichtjahre tiefer in der Galaxis Tradom. Benjameen hielt unwillkürlich den Atem an.

Er wusste natürlich genau, was der wahre Grund ihres Einsatzes war. Es ging darum, eine Spur der geheimnisvollen Eltanen

zu finden.

Ihretwegen hatten sich die LEIF ERIKSSON und die KARRIBO auf den Flug durch das Sternenfenster Hayok in die Galaxis Tradom gemacht, ihretwegen wären die beiden Schiffe fast vernichtet worden. Die wichtigste Information der Galaktiker waren die Koordinaten gewesen, an denen sich diese Eltanen mit den Jankaron unter dem Kommando von Roxo Quatron getroffen hatten.

Die vier Angehörigen eines jungen Volkes hatten es immerhin geschafft, durch das Sternenfenster in die Milchstraße zu gelangen. Unmittelbar danach war es auf unbegreifliche Weise von den Eltanen umgepolzt worden, so dass es nur noch Objekte aus der Milchstraße benutzen konnten, um nach Tradom zu kommen.

Die Eltanen galten als Feinde des Reichs, das die Milchstraße bedrohte. Schon allein deshalb wurden sie von den Terranern als Verbündete angesehen. Allerdings waren die Eltanen schon lange vom Reich besiegt worden und lebten deshalb anscheinend im Untergrund.

Ihr Raumschiff, in dem sie offenbar auf Perry Rhodan gewartet hatten, war zwischenzeitlich von den Truppen des Reichs entdeckt und vernichtet worden. Das waren nicht gerade optimale Bedingungen für die Terraner und Arkoniden, in einer unbekannten Galaxis eine Gruppe ausfindig zu machen, die sich anscheinend selbst vor den Beherrschern dieser Milchstraße erfolgreich verbarg.

Diese Aufgabe erschien praktisch aussichtslos. Dennoch hatten sie keine andere Wahl, als es zu versuchen. Nur wenn die Eltanen das Sternenfenster im galaktischen Sektor Roanna manipulierten, konnten die Expeditionsteilnehmer innerhalb einer vertretbaren Frist in ihre Heimat zurückkehren.

Natürlich wäre auch ein Direktflug über die 388 Millionen Lichtjahre zur Milchstraße denkbar gewesen. Aber dies würde die LEIF ERIKSSON voraussichtlich fast sechs Jahre kosten - ohne Pause. Und so lange würde das Reich Tradom mit seiner Invasion wohl kaum abwarten, wenn des-

sen Wissenschaftler erst einmal die von den Eltanen vorgenommene Polung rückgängig gemacht hatten.

Es führte kein Weg daran vorbei: Terraner und Arkoniden mussten so schnell wie möglich in Tradom nach einer Spur der Eltanen suchen.

\*

Die LE-KR-44 verbrachte einen ganzen Tag mit Aufklärung, ohne selbst von irgendwem entdeckt zu werden. Auch hier, ein Stück tiefer im Randsektor, gab es so gut wie keinen Raumschiffsverkehr, wenig Infrastruktur und nur mäßig dichten Funkverkehr.

Immerhin ließ sich den wenigen aufgefangenen Funksendungen entnehmen, dass das Gebiet, in dem die JEFE CLAUDRIN seit über 24 Stunden kreuzte, von den hiesigen Intelligenzen als »Mintanz-Sektor« bezeichnet wurde. Und in diesem Mintanz-Sektor existierten allem Anschein nach einige Dutzend besiedelte Planeten, allesamt jedoch gering entwickelt, die in einer noch nicht näher definierbaren Beziehung zum Reich Tradom standen.

»Ich bin dafür, dass wir einen weiteren Sprung in diese Galaxis hinein machen«, sagte Benjameen da Jacinta. »Vielleicht noch einmal fünfzig Lichtjahre - besser noch hundert. Hier ernten wir nichts.«

»Hmm«, machte Harun al Kharud und zwirbelte an seinem Schnauzbart. »Ich glaube allerdings auch nicht, dass wir hier etwas entdecken - vielleicht solltet ihr euch alle ein bisschen mehr anstrengen.«

Den letzten Teil des Satzes hatte er lauter gesagt. Die Raumfahrer der Zentrale zuckten zusammen. Aber al Kharud beruhigte sich sofort wieder. Er streichelte Norman, der in diesem Augenblick zu ihm kam und sich an seine Seite drückte. Der kleine indische Klonlefant schloss genießerisch die Augen und ließ sich verwöhnen.

Benjameen schüttelte nur den Kopf. Er wollte gerade seine Forderung wiederholen, als etwas geschah, womit nie-

mand an Bord mehr gerechnet hatte.

Eine Sendung lief über Hyperfunk ein; allerdings nur mit minimaler Sendestärke. Nachdem die Translatoren übersetzt hatten, die Störgeräusche eliminiert und die Lautstärke erhöht worden war, war die fremde Stimme zu verstehen. Und es stellte sich heraus, dass es sich bei der Sendung um einen Notruf handelte - allerdings einer von der schwer verständlichen Sorte.

»Das Volk der Prinzessin Scharanay steht vor dem Ende!«, hörte Benjameen mit voller Konzentration. »Fremder, der du diese Stimme eines treuen Untertanen verstehen kannst, komm und hilf! Bevor die E'Valenter des Reichs das Volk der Prinzessin ausgelöscht haben!«

»Noch mal abspielen!«, verlangte der Kommandant. »Ich habe nur die Hälfte verstanden!«

Der Gefallen wurde ihm getan, zweimal. Dann nickte der Schwarzhaarige grimmig.

»Jetzt ist alles klar«, knurrte er. »Ein Volk wird von den E'Valentern des Reichs bedroht, wer auch immer diese E'Valenter sind. Aber sie repräsentieren, wie wir gehört haben, das Reich Tradom und sind daher auch unsere Feinde.«

»Das System, aus dem der Notruf stammt, ist keine zwei Lichtjahre von uns entfernt«, meldete der Cheffunker.

Harun al Kharud,

Benjameen da Jacinta und Tess Qumisha sahen sich an. Dann stieß der Kreuzerkommandant ein lang gezogenes, heiseres »Ja...« aus.

\*

Die LE-KR-44 fiel am Rand des Systems einer orangefarbenen Sonne vom F3-Typ in den Normalraum zurück. Schon vor der Hyperraum-Etappe war festgestellt worden, dass es sich um ein Dreißig-Planeten-



System handelte.

»Hmmm«, brummte Harun al Kharud und strich sich den Bart glatt. »Keine Ortungen bisher. Aber wer über Hyperfunk verfügt, kennt auch die interstellare Raumfahrt - sollte man meinen.«

»Richtig«, bestätigte Tess Qumisha. Die 38 Jahre alte Hyperphysikerin nahm den Blick nicht von den Holos und Schirmen. Sie fuhr sich mit einer Hand durch die fingerlangen, struppigen schwarzen Haare. Wie immer verlieh ihr die dunkle Umrandung des Augen-Make-ups einen übernächtigt wirkenden, zugleich geheimnisvollen Ausdruck.

»Ich sage: Keine Ortungen bisher!«, stauchte al Kharud seine Mannschaft zusammen. »Das bedeutet in erster Linie, mich vom Gegenteil zu überzeugen!«

»Jawohl!«, sagte Don Williams, der Funk- und Ortungschef, steif. »Aber bisher können wir das nicht. Ich schlage vor, dass wir tiefer in das System hineinfliegen. Dann sind die Chancen größer. Der Funkspruch kann nur von einer der Welten innerhalb der Biosphäre gekommen sein.«

»Bei Hyperortung spielt die Entfernung kaum eine Rolle«, sagte Tess. »Dennoch stimme ich Williams zu. In dem Hilferuf heißt es, dass die Auslöschung eines ganzen Volkes durch diese E'Valenter bevorstehe. Vielleicht ist er heimlich abgesetzt worden, und das Volk der Prinzessin befindet sich bereits am Boden, kann also keine Raumfahrt mehr betreiben.«

»Ich erinnere daran«, fügte Benjameen hinzu, »dass der FunkSpruch in einer vollkommen unbekannten Sprache abgefasst wurde - und erst übersetzt werden musste. Das müssen zwar die aufgefangenen Sprüche im Anguela-Idiom ebenfalls werden, aber es handelte sich nicht um Anguela.«

»Bravo, junger Mann«, knurrte der Kommandant. »Und was schließt du daran?«

»Dass es sich um ein Volk handelt oder handeln könnte, das noch nie Kontakt mit anderen Zivilisationen dieser Galaxis hatte«, antwortete Tess für ihn.

»Ach so«, spöttelte al Kharud. »Und deshalb haben sie Hyperfunkgeräte?«

»Das ist eine Frage, die wir lösen müssen«, sagte Benjameen. »Und deshalb müssen wir tiefer in das System hinein. Ich würde sagen, zunächst bis auf die Bahn des fünfzehnten Planeten. Und dann sehen wir weiter.«

Die LE-KR-44 beschleunigte und überwand in einer sehr kurzen Überlicht-Etappe die Bahnen von fünfzehn Planeten, ehe sie wieder in den Normalraum eintrat. Die Orter zeigten Eis-, Methan- und sonstige Überriesen an. Erst der fünfzehnte Planet war etwa von Erdgröße, aber nicht von ihm kamen die Fernortungen.

»Es ist Nummer dreizehn!«, meldete Don Williams. »Wir messen auf ihm eine Zivilisation an. Wenn man mich fragt, eher einen Zivilisationsrest.«

»Der dreizehnte Planet also«, sagte al Kharud. »In zwei Minuten sind wir dort.«

Die vorerst letzte Etappe brachte die JEFE CLAUDRIN bis dicht an ihr Ziel. Der dreizehnte Planet stand groß auf den Schirmen. Es war fast eine Welt wie die Erde. Auffällig an ihm war, dass er von einer Konstellation von drei Monden umkreist wurde, die sich mit ihren Schwerfeldern auf komplizierte Weise gegenseitig beeinflussten.

»Näher heran!«, befahl Harun al Kharud. »Oder muss ich das selbst erledigen?«

»Nein, Chef«, antwortete Thelmer Hicks, der Pilot. »Wir sind schon unterwegs. Außerdem bist du der Kommandant.«

Benjameen und Tess blickten sich an. Beide hatten Mühe, ernst zu bleiben.

Al Kharud schüttelte in gespielter Verzweiflung den Kopf. Er wollte auffahren, doch da kam Norman und legte sanft seinen Rüssel um seinen Hals. Sofort beruhigte sich al Kharud wieder und streichelte das Tier.

»Norman würde niemals Chef oder Sir sagen«, konnte sich Tess nicht verkneifen.

»Nein«, konterte der Kommandant. »Dazu ist er viel zu intelligent.«

\*

Die JEFE CLAUDRIN hatte sich dem

dreizehnten Planeten bis auf eine halbe Million Kilometer genähert und ortete. Noch nichts. Erst bei weiterer Annäherung ergab sich, dass es sich bei dem so genannten Zivilisationsrest um nicht mehr als eine einzige Stadt handelte, im schmalen Streifen nördlich zwischen einem Äquatorialmeer und einem Gebirge gelegen.

Allerdings gab es da noch etwas. Am Rand des Gebirges nämlich wurde laut Ortungsergebnissen in geringem Umfang Bergbau betrieben. Von dort stammten auch die wenigen energetischen Impulse, die man als solche bezeichnen konnte.

Die LE-KR-44 schob sich weiter an den Planeten heran, sehr vorsichtig und mit allen Schutzvorkehrungen gegen Ortung; doch es schien keinerlei fortgeschrittene Ortsaktivität zu existieren. Der Planet drehte sich still und ruhig im Weltall um seine Achse, wahrhaftig wie eine zweite Erde, blau, weiß und golden leuchtend. Aber er war wie tot.

Eine Sonde wurde ausgeschleust und drang in die Atmosphäre ein. Nach der ersten Analyse und zum im Orbit wartenden Schiff gefunkten Daten stand fest, dass sie für Menschen atembar war und keine gefährlichen Keime enthielt. Die Schwerkraft des Sauerstoffplaneten wurde mit 0,89 Grad ermittelt, die Durchschnittstemperaturen am Äquator lagen bei knapp fünfzig Grad Celsius. In den gemäßigten Zonen betrugen sie immerhin noch vierzig Grad. Eine sehr hohe Luftfeuchtigkeit sorgte für ein schwüles Klima.

Der Planet wies vier große Kontinente auf, besaß aber kaum Inseln. Achtzig Prozent der Oberfläche waren Wasser. Drei der Kontinente waren von dichtem Urwald bedeckt, während der vierte, auf dem die Stadt und das Bergwerk lagen, bis auf wenige Grunoasen kahl war. Hier gab es auch die höchsten Gebirge.

»Irgendwo dort unten«, sagte Benjameen da Jacinta, »befindet sich also ein Stützpunkt des Feindes. Mit hoher Wahrscheinlichkeit handelt es sich um das Bergwerk, da von dort die energetischen Impulse angemessen werden. Und die Bedrohten dürften sich in der Stadt befinden.«

»Vielen Dank für den Vortrag«, sagte al Kharud. »Und weiter?«

In diesem Moment wurde der flehentliche Funkspruch wiederholt, und zwar zweimal. Benjameen wurde so einer Antwort entbunden.

»Wir haben den Ausgangspunkt festgestellt!«, meldete Don Williams. »Er liegt in der Stadt zwischen dem Meer und dem Gebirge. Die Koordinaten des Senders lassen sich auf zwanzig Meter exakt anmessen!«

»Fein«, sagte al Kharud. »Aber dass sich der Hypersender in dieser Stadt befindet, konnten wir uns ausrechnen. Was tun wir nun?«

Die Frage war an Benjameen und Tess gerichtet. Der Arkonide stand auf und reichte seiner Gefährtin die Hand. Tess ergriff sie.

»Natürlich liegt der Gedanke an eine Landung nahe«, meinte der Zeroträumer. »Die Frage ist aber, ob wir einfach in die Entwicklung einer Zivilisation eingreifen dürfen. Es gibt Gesetze...«

»Hör mir auf mit den Gesetzen«, unterbrach ihn al Kharud. »Diese uns noch unbekannte Zivilisation hat uns um Hilfe gerufen. Außerdem können wir hier Informationen über das Reich Tradom gewinnen. Ich denke, das überwiegt die Gesetze.«

»In diesem Fall schlage ich vor«, sagte Benjameen, »dass Tess und ich mit einer Micro-Jet auf den Planeten niedergehen. Es hat keinen Sinn, mit der LE-KR-44 zu landen und uns damit aller Einsatzreserven zu berauben. Der Kreuzer sollte stattdessen im Orbit abwarten und unseren Einsatz militärisch absichern.«

»Eine Micro-Jet«, murmelte der Kommandant. Dann nickte er. »Ich bin einverstanden, unter der Voraussetzung, dass wir in ständiger Funkverbindung bleiben.«

Benjameen atmete auf. Nicht oft war al Kharud so schnell zu überzeugen.

Tess aber fragte: »Und was ist mit Norman?«

Der Kommandant grinste von einem Ohr zum anderen.

»Was soll mit ihm sein? Er passt nicht

mit in eure Kiste. Also muss er hier bleiben. Er wird sich schon nicht langweilen bei mir.«

So, wie sich der kleine Elefant an ihn drängte, bedurfte es keiner Bestätigung mehr.

### 3. *Zinet*

Die Micro-Jet war nur fünfzehn Meter lang und elf Meter breit. Es handelte sich um eine Variante der terranischen Space-Jet. Ihr Hauptaufgabengebiet lag in Erkundungsflügen und in Einsätzen, vor allem im Bergungs- und Notfallbereich.

Das von Benjameen und Tess geführte Boot hielt sich im Schutz eines Antitorungs- und Deflektorfeldes, als es über der in tiefer Nacht daliegenden Stadt niederging. Es landete direkt auf dem Flachdach jenes turmartigen Gebäudes am Rande der Stadt, das allein als Standort des Notsenders in Frage kam. Es besaß einen sechseckigen Grundschnitt.

Benjameen stellte die Jet ab und deaktivierte alle Systeme.

»Da wären wir«, sagte der Arkonide zu seiner Gefährtin. »Ich kann es kaum erwarten, herauszufinden, wer diese E'Valenter sind.«

Tess beugte sich zu ihm herüber und küsste ihn. »Es wird schon gut gehen«, sagte sie. »Vergiss nicht, man sucht unsere Hilfe.«

Sie stiegen aus, im Schutz der Deflektoren ihrer Kampfanzüge. Die erwartete Schwüle schlug ihnen entgegen. Sie aktivierten ihre Gravo-Paks und schwebten dem Rand des Daches entgegen. Unter ihnen klaffte eine beängstigende Leere.

Die beiden Menschen trugen ihre Helme noch offen, trotz der Schwüle.

»Langsam am Turm hinab!«, rief Benjameen Tess zu. »Bei der ersten Gelegenheit steigen wir ein.«  
»Verstanden!«

Sie ließen sich sinken. Als sie die ersten erleuchteten Fenster im Turm sahen, verlangsamten sie ihr Abstiegstempo. Die

Fenster bestanden nicht aus Glas, sondern aus einem durchsichtigen Zellstoff, das Pergament nicht unähnlich schien. Das Material war leicht geknittert. Noch konnten sie im Turm niemand erkennen. Ihre Individualorter wiesen jedoch aus, dass sich in ihm mindestens ein lebendes Wesen befand - und zwar in den tieferen Etagen.

Dann schwebten sie vor dem ersten offenen Fenster.

»Hinein!«, sagte Benjameen leise zu Tess. Die ehemalige Mutantin nickte ihm bestätigend zu.

Da Jacinta drang als Erster in das Gebäude ein. Niemand war im Raum hinter dem Fenster. Benjameen winkte Tess zu sich. Mittels Antiflex-Brillen konnten sie sich, für jeden anderen unsichtbar, gegenseitig sehen. Tess kam hereingeschwebt und landete neben ihm. Der Raum war wabenförmig, er schien den ganzen Turm zu durchmessen.

»Sieh dir das an«, sagte Benjameen. »Die ganzen Wände sind voller Regale und Ausstellungsstücke, sogar ganz normale Bücher, wie wir sie aus der Milchstraße kennen. Es scheint sich hier um eine Art Speicher oder Museum zu handeln.«

»Nicht so voreilig, Ben«, sagte Tess. »Wir haben bisher nur diesen einen Raum gesehen.«

»Du hast natürlich Recht«, sagte der Arkonide. Er nahm eines der großformatigen Bücher und blätterte darin.

Die Seiten bestanden ebenfalls aus pergamentartigem Material, waren aber nicht transparent. Fremde, feine Schriftzeichen deuteten auf eine sensible Hand hin, denn die Texte waren von Hand verfasst worden und durch Federzeichnungen illustriert. Benjameen vermutete, dass es sich bei den Abbildungen um Pflanzen handelte.

»Dort, die Tür!«, sagte Tess. »Sehen wir nach, was sich dahinter verbirgt.«

Es gab nur diese eine Tür in dem wabenförmigen Raum. Unsichtbar und lautlos ging Benjameen zu ihr hin und öffnete sie durch das Drücken einer altmodischen Klinke. Sie war unverschlossen gewesen.

Das Licht erhellte ein gewundenes Treppenhaus mit einer Wendeltreppe. Tess

stand hinter Benjameen. Er blickte sie fragend an.

»Nach unten.« Sie hob die Schultern.  
»Von da kommt die Individualortung.«

Die Treppenstufen waren aus einem unbekannten Material, das im Licht der Gürtellampen leicht schimmerte, fast wie Wachs. Es gab kein verräterisches Knarren wie bei Holz. Sicherheitshalber schwebten die beiden mit Hilfe ihrer Antigravs nach unten, um weitere Geräusche zu vermeiden.

Tess zog die Tür hinter sich zu und folgte Benjameen, bis sie zweimal um die Treppenachse herum waren und wieder vor einer Tür standen.

Benjameen öffnete sie leise. Der Raum dahinter war dunkel. Benjameen leuchtete hinein. Wieder sah er von Regalen und Büchern bedeckte Wände und Vitrinen, in denen verschiedene Gegenstände lagerten. In der Mitte des Raumes standen ein Pult und ein gepolsterter, merkwürdig geformter Sessel. Außerdem gab es eine Art Liege.

»Bis auf die Wabenform könnte man sich dieses Zimmer fast auch bei uns auf der Erde vorstellen«, sagte Tess. »Die Bewohner des Planeten sind uns vielleicht zwar nicht äußerlich gleich, aber sie haben in etwa den gleichen Geschmack.«

»Du hast eine Ahnung, mit wem wir es zu tun haben?«, fragte er.

Tess blies die Backen auf und zeigte auf einige Bilder an den mit wachsartiger Substanz verkleideten Wänden. Die meisten waren abstrakt, aber es war auch eines dabei, das so etwas wie einen Ameisenkopf zeigte, wenn auch stark verfremdet. Es war fast so, als sei es für nichtmenschliche Augen geschaffen worden.

»Insektoid, meinst du?«, fragte Benjameen flüsternd.

»Wir werden sehen«, antwortete sie. »Aber das wachsartige Material an den Wänden, die Wabenform der Räume, das alles deutet darauf hin.«

Benjameen schauderte. Der Gedanke an intelligente, den Möbelstücken nach sicher an die zwei Meter große Insekten war ihm nicht gerade sympathisch. Es gab genü-

gend Beispiele in der Geschichte der Menschheit für ein kompliziertes Miteinander zwischen Menschen und solchen Wesen.

»Schön, steigen wir weiter nach unten«, sagte er.

Die nächsten drei Räume, die sie sahen, unterschieden sich nicht wesentlich von den zuerst betretenen. Auch hier duftete es süßlich, und der Geruch kam von der wachsartigen Wandverkleidung her. Die Anordnung von Pult, Sessel und Liege war bei allen gleich. In einem der Räume brannte wieder Licht, aber niemand war da, der es zum Lesen brauchte. Es war gedämpft und ebenfalls nicht für menschliche Augen bestimmt.

Benjameen winkte Tess zu und nahm die nächsten Stufen. Sie kamen an einem offenen Fenster, vorbei und hörten die durchdringenden Schreie jagender Nachtvögel. Tess lehnte sich hinaus und sah hinter den Wolken einen der drei Monde erscheinen. Ihre Hände berührten die gezackten Blätter am Turm heraufrankender Pflanzen. Sie schrie leise auf, als sich ein Tentakel um ihre Finger legen wollte. Nur mit Mühe und einem Ruck konnte sie sich davon befreien.

Dann gingen sie weiter. Benjameen öffnete vorsichtig eine neue Tür. Die Individualorter reagierten stark.

»Diesmal dürfen wir ihn haben, Ben«, flüsterte Tess.

\*

Liktus Boi war verzweifelt. Aber was hatte er erwarten können?

Er wusste nichts darüber, wie viele Raumschiffe zwischen den Sternen kreuzten. Er wusste nicht einmal, ob das Funkgerät tatsächlich dazu geeignet war, sie zu erreichen. Und doch hatte in ihm die Hoffnung gelebt.

Jetzt, die Nacht war bald vorbei, richtete er sich auf und ließ sich erschöpft in seinen Sessel fallen. Er starrte das Funkgerät an, so als wolle er es hypnotisieren. Dann rollte er den Rüssel aus und trank aus seinem

schmalen Gefäß. Die Flüssigkeit stimulerte ihn. Das Atmen fiel ihm wieder leichter, und wohlige Wärme breitete sich über seinen Körper aus.

Was konnte er jetzt noch tun? Vor Anbruch des Morgens konnte er es nicht wagen, erneut zum Palast zu gehen. Er musste mit den Heilern reden, ebenso mit den Prinzessinnentöchtern. Nur wenn sie alle gemeinsam auf Scharanay einredeten, erreichten sie vielleicht etwas. Vielleicht konnten die Heiler ihr auch ein Mittel geben, das sie ihren schlimmsten Schmerz vergessen ließ.

Dennoch gab sich Liktus Boi keinen großen Hoffnungen hin. Der Gelehrte wusste, dass er jetzt noch ein oder zwei Stunden schlafen sollte, bis zur Dämmerung, aber er wusste ebenso, dass er das nicht konnte. Er sah das blinkende Funkgerät vor sich - und stand wieder auf.

Abermals hockte er sich vor dem Apparat hin und begann zu sprechen, immer denselben Spruch. Er musste es einfach weiter versuchen. Besser konnte er die Zeit bis zum neuen Tag nicht ausfüllen. Auch wenn die Hoffnung so unglaublich gering war...

Da plötzlich hörte er ein Geräusch. Es war nur leise, aber laut genug für seine empfindlichen Ohren. Liktus Boi drehte den Kopf - und erschrak fast zu Tode.

Die Tür zu seinem Studierzimmer war geöffnet worden. Sie schwang noch immer und kam erst am Stopper zum Stillstand.

*Bar Tidous!*, durchfuhr es Boi. Tidous hatte einige Freunde, die vor nichts zurückschreckten. Und Tidous hatte ihm gedroht. Er stand ihm im Weg...

Im nächsten Moment schrie er schrill auf. Vor ihm, mitten im Raum, schälten sich die Gestalten von zwei Wesen aus dem Nichts, wie er sie noch nie gesehen hatte. Sie ähnelten im Körperbau den E-Valentern, nur waren sie viel schlanker und besaßen andere Gesichter. Aber auch sie steckten in einer Art Rüstung mit Waffen am Gürtel.

Liktus Boi zweifelte an seinem Verstand. Was er da sah, war absolut unmöglich. Er federte mit knirschenden Gelenken hoch

und wich vor den beiden Unheimlichen zurück. Für einen Moment wurde es ihm schwarz vor Augen. Doch als sich sein Blick wieder klärte, waren die beiden immer noch da.

Der größere der beiden Fremden hob eine Hand und sagte, laut und deutlich zu verstehen: »Du brauchst keine Angst zu haben, wenn du der treue Untertan bist, der uns gerufen hat. Und das musst du sein, oder befindet sich noch eine andere Person in diesem Turm?«

»Nein«, krächzte Liktus Boi. »Aber ich verstehe nicht...«

»Wir erklären dir alles«, sagte der Hochgewachsene. »Bitte beruhige dich. Wir haben deinen Hilferuf empfangen und sind gekommen, um zu helfen.«

Liktus Boi fasste es nicht. Träumte er oder war dies die Wirklichkeit?

»Du kannst es ruhig glauben, Freund«, sagte der andere, kleinere Fremde mit den schwarzen Haaren. »Wir sind hier, um deinem Volk, dem Volk der Prinzessin, zu helfen. Aber dazu brauchen wir deine Unterstützung und vor allem Informationen.«

Ja, es war wahr! Liktus Boi musste sich mit dem Gedanken vertraut machen, es mit Wesen aus dem Weltall zu tun zu haben, die auf wundersame Weise seinen Funkspruch aufgefangen und verstanden hatten.

Er trat vorsichtig einen Schritt auf sie zu und sagte: »Es tut mir Leid, dass ich euch keine bequemeren Sitze anbieten kann. Setzen wir uns eben auf den Boden. Ich will auf gleicher Kopfhöhe mit euch sein.«

»Ist es nicht schon zu spät für Hilfe?«, fragte der Große.

»Ich hoffe es nicht«, antwortete Boi. »Vielleicht geschieht jetzt doch noch ein Wunder...«

\*

Benjameen da Jacinta und Tess Qumisha saßen dem insektoiden Wesen gegenüber, das sich mit geknickten zwei Beinpaaren auf seinen breiten Hinterleib niedergelassen hatte. Ihre programmierten Translato- ren hatten von Anfang an eine Verständi-

gung möglich gemacht, und sie wurde noch besser, je mehr Sprachfetzen die Geräte von dem Fremden auffingen.

»Ich bin Benjameen«, sagte der junge Arkonide, als sie sich am Boden gegenübersaßen. »Dies hier ist Tess. Willst du uns auch deinen Namen verraten?«

»Ich heiße Liktus Boi«, sagte der Insektoid. »Ich bin der letzte Wissenschaftler meines Volks.«

»Der letzte Wissenschaftler?«, fragte Tess entsetzt. »Wieso das?«

Und Liktus Boi erzählte ihnen seine Geschichte, die eng verwoben war mit der jüngsten Geschichte des Planeten Zinet. Benjameen und Tess hörten gebannt zu, stellten gelegentlich Zwischenfragen.

»Also verlangen die E'Valenter von euch die Abstellung eurer jungen Männer zu Frondiensten in den Erzminen«, fasste Benjameen schließlich zusammen. Die unsichtbare Schranke zwischen ihnen, die Angst Bois vor den Fremden, war gefallen, während er berichtet hatte und sie ihm in Einwürfen die Gewissheit gegeben hatten, an seiner und seines Volkes Geschichte mitzuleiden. »Sie saugen euer Volk aus.«

»So ist es«, sagte der alte Gelehrte. »Aber nun droht uns ein Strafgericht, von dem wir uns nie wieder erholen können.«

»Du sagtest es schon«, antwortete Tess. »Eure Prinzessin will den Aufstand.«

»Sie will schon am kommenden Tag eine Armee von wehrlosen Zineda in Marsch auf die Minen setzen, wo die E'Valenter gerade heute zwanzig unserer besten Männer massakriert haben«, wiederholte der verzweifelte Gelehrte. »Das wäre das Ende unserer Zivilisation.«

»Es ist ihr fester Wille?«, fragte Tess.

»Ich fürchte, ja. Bitte, helft uns! Uns bleibt keine Zeit mehr. Wenn ihr irgendwie diese Tragödie verhindern könnt, müsst ihr bald handeln!«

»Beruhige dich, Liktus Boi«, sagte Benjameen.

Der Arkonide beugte sich im Sitzen vor und legte dem Gelehrten eine Hand auf die harte Schulter. Dabei fiel ihm wieder einmal das auffällige Brandmal an seinem Hals auf, das Boi nur ganz kurz, erwähnt

hatte. Er fragte danach.

Boi informierte ihn über die Hintergründe. »Daran seht ihr, von welcher Brutalität die E'Valenter sind«, fügte er hinzu.

»Wir können aber nur bei ihnen ansetzen, während du dich um die Prinzessin kümmern wirst. Wir haben keine großen Armeen mitgebracht, Liktus Boi, aber Tess und ich werden alles versuchen, um bei den Minen so viel Verwirrung wie möglich zu stiften. Wenn wir mit den E'Valentern fertig sind, haben sie vielleicht keine Lust mehr, sich an euch zu vergreifen.«

Das war vielleicht etwas zu hoch gegriffen, aber es kam darauf an, Liktus Boi zu stabilisieren; ihm wieder den Glauben an die eigene Chance zurückzugeben.

»Ich vertraue euch«, sagte der letzte Gelehrte. »Und ich werde für euch zu unseren Göttern beten. Ihr könnt jeden Beistand brauchen, denn die Waffen der E'Valenter sind schrecklich.«

»Mach dir um uns keine Sorgen!«, sagte Tess. »Wir sind auch bewaffnet. Kümmere du dich um die Prinzessin!«

»Das werde ich«, versprach Liktus Boi.

\*

Sie flogen mittels ihrer Gravo-Paks und in die Deflektorschirme gehüllt von der Stadt über hügeliges Land in Richtung des Gebirges. Schon von fern orteten sie die Erzminen.

»Wir landen einen Kilometer vor den Minen!«, rief Benjameen durch den Fahrtwind. »Wir müssen davon ausgehen, dass diese E'Valenter uns orten können!«

»Klar!«, rief Tess zurück. »Wenn das nur nicht schon geschehen ist!«

»Die werden entsprechend sorglos sein«, vermutete Benjameen. »Sie haben in der ganzen Galaxis keine Feinde zu fürchten, und auf diesem Planeten leben nur Eingeborene, die keine entwickelte Technik besitzen.«

Als sie bis auf diesen einen Kilometer heran waren, ließen sie sich sinken und schalteten die Gravo-Paks aus. Das Einzige, was sie jetzt noch hätte verraten kön-

nen, waren die Deflektoren. Aber deren Streustrahlung war so gering, dass man sie geradezu ignorieren konnte. Wenn die E'Valenter nicht gerade gezielt orteten, konnten die beiden Menschen sich zwischen ihnen aufhalten, ohne bemerkt zu werden.

Tess und Benjameen folgten der Straße, die man kaum als solche bezeichnen konnte. Bald würde die Sonne aufgehen. Im Osten war schon ein schwacher violetter Streifen am Horizont zu sehen.

Die beiden Partner gingen vorsichtig, unterhielten sich nicht mehr. Die Straße führte jetzt zwischen großen Felsen hindurch, und hinter jedem konnte sich bereits ein Posten der E'Valenter befinden.

Tess und Benjameen kamen nur noch langsam voran. Als sie dann endlich den Eingang zum Minenkomplex mit der Wohnbaracke und dem Schacht vor sich sahen, war die Dämmerung hereingebrochen. Die Sonne schickte ihre ersten Strahlen zwischen den Bergen hindurch.

»Dort!«, flüsterte Tess, als sie stehen geblieben waren. »Das müssen die E'Valenter sein, aber...« Sie brachte den Satz nicht zu Ende. Benjameen wusste, warum. Er sah es im gleichen Augenblick und nahm Tess' Hand. Er musste sich klar machen, dass sie unsichtbar und sicher waren, solange ihre Deflektoren einwandfrei funktionierten. Und daran gab es kaum einen Zweifel.

Die beiden Fremden standen vor dem Eingang zur Mine und hatten ihre Waffen in den Händen. Um ihren stämmigen Hals hingen Geräte, die Benjameen für Infrarotsuchgeräte hielt. Also hielten sie Wache.

Fürchteten sie, dass ihre Minensklaven zu fliehen versuchten? Oder dass von der Stadt aus ein neuer Angriff erfolgte? Ein Befreiungsversuch?

All das war es nicht, was Benjameen und Tess so in Erstaunen versetzte. Es waren vielmehr die Fremden selbst. Ihre Statur, ihre Rüstung, die Art und Weise, wie sie sich bewegten. Das Zwielicht reichte aus, um die beiden Menschen erkennen zu lassen, wen sie da vor sich hatten.

»Die E'Valenter«, sagte Tess leise, »sind identisch mit den Mitgliedern jener Eskor-

te, die den Konquestor von Tradom während seines Besuchs auf Terra begleitet hat. Es sind die gleichen Wesen, kein Zweifel.«

Benjameen und Tess verharrten einige Minuten, beobachteten die Wachen und stellten sich auf die Situation ein. Die E'Valenter vertraten das Reich Tradom. Sie »arbeiteten« hier in seinem Namen; alles passte auf diese Weise tatsächlich zusammen.

»Was jetzt?«, fragte Tess. »Willst du hier stehen bleiben, bis es ganz hell geworden ist?«

»Natürlich nicht«, antwortete Benjameen. »Ich schlage vor, dass wir uns zunächst in den Minen umsehen. Dazu müssen wir an den Wachen vorbei.«

»Kein Problem, oder? Über moderne Ortungsgeräte scheinen die E'Valenter nicht zu verfügen. Mein Anzug misst lediglich ganz einfache Schutzschirme an.«

»Die müssen sie besitzen. Sonst wäre der Kugelhagel der zwanzig Zineda, wie Liktus Boi sein Volk nennt, nicht unwirksam geblieben. Besonders gut sind die E'Valenter jedoch nicht ausgestattet. Sie sind den Zineda hoch überlegen, erreichen aber längst nicht unser technisches Niveau.«

»Man sollte fast meinen, dass bei ihrer Ausstattung der Aspekt der Kostengünstigkeit im Vordergrund gestanden hätte«, flüsterte Tess halb spöttisch.

Benjameen sah sie nachdenklich an. »Um die Zineda in Schach zu halten, reicht es komplett«, meinte er und nickte. »Los, gehen wir schon!«

Sie setzten sich in Bewegung, auf die beiden Wachen zu. Beide achteten darauf, dass sie in dem überall herumliegenden Geröll keine sichtbaren Spuren hinterließen und kein unnötiges Geräusch machten. Ganz ließ es sich nicht vermeiden, aber zwei Dutzend Meter vor den E'Valentern hörte die Geröllzone auf, und der Boden war wieder glatt und eben. Hier wuchs nichts mehr, worin sie Spuren hinterlassen konnten; kein Moos, keine anderen Pflanzen. Nur gelb schimmernde Flechten zogen sich hier und da über das Gestein.

Die E'Valenter hatten sich fünf Meter

vor dem Mineneingang postiert. Das war der Spielraum für Tess und Benjameen, sich an ihnen vorbeizuschleichen. Benjameens rechte Hand lag auf dem Kolben seines Kombistrahlers.

Die beiden Wachen unterhielten sich auf Anguela, mit bellenden, unangenehmen Stimmen. Als Tess und Benjameen schon fast an ihnen vorbei waren, geschah es.

Die Posten hatten sich auf der Stelle bewegt, wie um sich warm zu machen. Jetzt verharrten sie und blickten zu der Baracke hinüber, von wo zwei E'Valenter auf sie zukamen.

»Wir lösen euch ab, Krarst und Grackh«, übersetzten die Translatoressen. Tess und Benjameen hatten winzige Stöpsel im Ohr, die sie ausgezeichnet hören ließen, ohne sie zu verraten. »Geht in die Mine und esst.«

»Das wurde auch Zeit«, sagte einer der beiden und drehte sich um.

Benjameen erschrak. Die Wachen kamen direkt auf die zwei Menschen zu, und sie konnten nicht ausweichen, höchstens in die Mine hinein, aber dort gab es eine Absperzung. Er gab Tess ein Zeichen, sich so eng wie möglich an den schon erreichten Mineneingang zu drücken. Er selbst tat das Gleiche auf der anderen Seite.

Vielleicht ging es gut. Vielleicht hatten sie Glück.

Benjameen hielt den Atem an. Tess schloss die Augen. Die beiden E'Valenter kamen nebeneinander, breit und wuchtig, auf die Absperrung zu, eine Energiebarriere. Benjameen wünschte, er könnte sich in Luft auflösen, so nahe war ihm der linke der beiden Sklavenhalter.

Und dann streifte er ihn.

Der E'Valenter stieß einen verblüfften Laut aus und griff in die Luft - dorthin, wo er mit der rechten Schulter gerade etwas berührt hatte. Aber da war nichts. Benjameen da Jacihta, der sich blitzschnell hatte zu Boden sinken lassen, hatte den Kombistrahler gezogen und auf Paralysewirkung eingestellt. Sein Finger krümmte sich um den Abzug.

»Ich hätte schwören können«, knurrte der Stämmige, »dass da etwas gewesen

ist.«

Sein Kamerad lachte. »Du siehst schon Gespenster. Komm, sehen wir zu, dass wir etwas in den Magen bekommen.«

*Essen die nicht in der Baracke?*, fragte sich Benjameen. Aber das war jetzt nicht wichtig. Die Hauptsache war, dass die beiden Männer weitergingen, auf die Barriere zu. Benjameen erkannte sofort seine Chance.

Er kam in die Höhe und machte Tess durch Zeichen klar, was er dachte. Sie verstand und nickte ihm zu. Dann, gleichzeitig mit ihrem Gefährten, löste sie sich vom Mineneingang und trat geräuschlos hinter die beiden E'Valenter.

Einige bange Augenblicke mussten sie warten. Dann steckte einer der Gegner einen langen Schlüssel in die Wand, und die Energiebarriere verschwand.

Sie betraten die Mine, die E'Valenter zuerst und dann, wie ihre Schatten, die beiden Unsichtbaren. Als die Barriere sich wieder aufbaute, hatten sie dieses Hindernis überwunden, ohne dass die beiden neuen Wachen etwas davon gemerkt hätten.

Benjameen hielt Tess am Arm fest. Sie blieben stehen, während die beiden Fremden weitergingen und sich bellend unterhielten. Sie entfernten sich schnell in einem Stollen, der nach links führte. Rechts daneben war ein zweiter.

»Wir nehmen diesen«, flüsterte Benjameen. »Bevor wir mit den E'Valentern nähere Bekanntschaft machen, will ich wissen, wie es um die Sklaven bestellt ist.«

»Aber wie viel Zeit haben wir noch, Ben?«, fragte Tess. »Wann wird die Prinzessin ihre Armee zusammengestellt haben und angreifen?«

»Bestimmt nicht vor dem Nachmittag, und es ist erst früher Morgen.«

Tess hielt ihm die Hand hin. Er ergriff sie, und beide setzten sich in Bewegung. Der rechte Stollen. Er führte steil abwärts. Aus der Ferne waren Hammerschläge zu hören, und die bellenden Stimmen der E'Valenter.

#### 4. *Der weiße Tod*

Liktus Boi war von seinem Turm aufgebrochen, als es dämmerte. Die Straßen der Stadt lagen wie ausgestorben, als ahnten die Zineda, was ihnen der neue Tag bringen würde, und verbargen sich.

Es war schon heiß. In der Nacht hatte es kaum abgekühlt - wie fast immer. Es war die warme Jahreszeit. Die Hitze machte den Zineda nicht viel aus, aber Liktus fragte sich, wie es mit den fremden Besuchern war.

Der alte Gelehrte erreichte den Palast, als die Sonne knapp über dem Horizont stand. Die Wache ließ ihn ohne Umstände ein. Man kannte ihn hier und wusste, dass er der Prinzessin immer ein willkommener Gast war.

Liktus Boi nahm den direkten Weg zu den Privatgemächern Scharanays. Ihm war klar, dass es noch früh war, aber die Angelegenheit war zu wichtig. Nötigenfalls würde er die Prinzessin wecken lassen. Ein ebenfalls älterer Hofdiener führte ihn überflüssigerweise, aber das gehörte zum Protokoll.

Vor dem Schlafgemach der Prinzessin saß Sanayo, Scharanays älteste Tochter, auf einem Diwan, halb eingeschlafen. Erst als sich Boi laut räusperte, schrak sie aus ihren Tagträumen hoch und sprang auf.

»Liktus, du schon?«, fragte sie. »Wie spät ist es?«

Der Gelehrte sagte es ihr.

»Bei Zerbera, der Göttin der Sonne. Ich muss eingenickt gewesen sein. Ich muss sofort nach unserer Mutter sehen. Aber...«

»Was aber?«, fragte der Gelehrte.

»Aber er ist bei ihr und hält Wache. Ich habe sie vorhin noch reden hören. Ich glaube nicht, dass unsere Mutter überhaupt geschlafen hat. Liktus, sie ist so zornig. Ich kenne sie nicht mehr wieder.«

»Er... Du meinst Bar Tidous, nicht wahr? Was rät er ihr?«

»Nichts Gutes, fürchte ich.«

»Dann wollen wir uns Gewissheit verschaffen.«

Liktus Boi ging an Sanayo vorbei und

betrat das wabenförmige Schlafgemach durch eine unverschlossene Tür und einen dicken Vorhang. Bar Tidous sprang auf, als er ihn sah, und zog seine Waffe.

»Willst du einen alten Mann erschießen?«, fragte Liktus Boi voller Spott, der aber nur seine Angst überdeckte.

Tidous traute er alles zu, auch einen Mord vor den Augen der Prinzessin. Denn Scharanay war wach. Sie legte ihre Hand auf Tidous' Arm und drückte ihn hinunter.

»Bist du wahnsinnig, Bar?«, fuhr sie ihn an. »Du wirst doch nicht auf einen meiner engsten Berater schießen wollen!«

»Verzeih, Prinzessin«, sagte der Privatsekretär, jedoch mit Hass in den auf Boi gerichteten Facettenaugen. »Man kann in der jetzigen Lage nicht vorsichtig genug sein.«

»Da stimme ich dir zu«, sagte Boi und wandte sich an Scharanay. »Du hast mich als einen deiner engsten Berater bezeichnet, Prinzessin. Dafür danke ich dir, und ich bin stolz darauf.«

»Was sagen die Monde?«, fragte Scharanay.

»Nichts Gutes.« Das war eine ehrliche Antwort, denn Liktus Boi hatte sich vor seinem Aufbruch noch einmal in die Sternwarte begeben und die Monde beobachtet. »Sie sagen, dass du die E'Valenter an den Minen nicht angreifen darfst. Es wäre das Ende unseres Volks.«

Die Miene der Prinzessin wurde abweisend. Bar Tidous lächelte fein. »Offensichtlich hat Scharanay andere Vorstellungen als du.«

»Und du unterstützt sie darin!«, rief Liktus Boi wütend und verzweifelt aus. »Die Monde lügen nicht! Ein Angriff auf die E'Valenter wäre der Untergang unseres Volks! Sie würden furchtbare Rache nehmen, und wir wissen, dass sie selbst unverwundbar sind. Ich habe es gesehen und ich habe gesehen, wie der Hauptmann und die anderen starben! Ihr nicht!«

Er hatte sich in einen Zornesrausch hingeredet. Als er sich beruhigte, sah er, dass er auf verlorenem Posten stand.

»Ich trage die Verantwortung für mein Volk«, sagte die Prinzessin kühl. »Und ich

bin nicht länger gewillt, es langsam ausbluten zu lassen. Deshalb werden die E'Valenter keine neuen Minensklaven bekommen, und deshalb werden wir sie vom Boden unserer Welt vertilgen! Das ist mein letztes Wort!«

Bar Tidous lächelte sie grausam von der Seite an.

»Er hat dir das eingeredet, nicht wahr?«, fragte Liktus Boi bebend. »Er hat dich darin bekräftigt! Hofft er etwa, so deine Gunst zu gewinnen?«

»Jetzt gehst du zu weit, Liktus!«, rief ihm die Prinzessin entgegen und zeigte auf den Ausgang. »Ich will dich erst wieder sehen, wenn wir den Sieg davongetragen haben. Es sei denn, du schließt dich uns an.«

»Nein«, sagte der Gelehrte. »Niemals.«

»Ich begleite dich hinaus«, sagte Bar Tidous.

Als sie draußen auf dem Korridor waren, zog er einen Dolch und setzte ihn dem Gelehrten an die verbrannte Kehle.

»Misch dich noch einmal ein, alter Mann«, drohte er, »und du bist ein toter Mondseher. Darauf hast du mein Wort. Niemand drängt sich ungestraft zwischen die Prinzessin und mich.«

Sein Blick verriet, dass er es tödlich ernst meinte. Und Liktus Boi hätte nicht darauf wetten mögen, dass Tidous so lange abwartete.

Seine Freunde waren vielleicht schon unterwegs, um ihn beiseite zu schaffen. Ja, der Blick aus den großen Facettenaugen sagte es ganz deutlich.

\*

Der Stollen führte immer weiter abwärts, bis er sich nach etwa zweihundert Metern teilte. Es gab drei verschiedene weitere Wege, ebenfalls schräg in die Tiefe führend. Inzwischen waren die Schläge von Hämtern oder von Spitzhacken lauter geworden. Weit konnte es nicht mehr sein bis zu den ersten Kolonnen von Arbeitsklaven.

»Wir nehmen den Gang in der Mitte«,

flüsterte Benjameen Tess zu. »Von dort orte ich mehrere Zineda.«

Leise drangen sie in den neuen Stollen ein. Schon nach wenigen Minuten entdeckten sie Kleidungsfetzen in roter Farbe - also keine Uniformteile der E'Valenter.

Die Schlägeräusche waren nun ganz nahe. Tess nahm wieder Benjameens Hand und zog ihn mit sich. Es ging noch steiler bergab. Sie mussten all ihre Geschicklichkeit aufbieten, um das Gleichgewicht zu bewahren.

Dann war der Stollen zu Ende, und sie standen am Rand einer künstlichen Plattform, die die Minensklaven wohl von Hand freigeschlagen hatten. Am gegenüberliegenden Ende, etwa dreißig Meter entfernt, arbeiteten die Zineda an einer Wand aus hartem Gestein und funkelnendem Erz. Wie auch die Stollen war hier alles mit kaltem Neonlicht erleuchtet. Sie benutzten hier nicht nur einfache Hämmer und Spitzhaken, sondern auch Pulsatorhämmer und Desintegratorbohrer, die sie von ihren Peinigern bekommen hatten.

In der Mitte des Gewölbes standen Loren und wurden beladen. Benjameen sah die Schienen, über die sie durch einen anderen Schacht nach oben gezogen werden konnten, sobald sie voll waren.

Aber die Insektoiden aus dem Volk Derer von Zineda waren in einem furchtbaren Zustand. Benjameen und Tess lehnten mit dem Rücken gegen eine Wand und sahen es mit Entsetzen.

»Sie sind krank«, flüsterte Tess. »Gegenüber Liktus Boi sehen sie schrecklich aus - und der war schon sehr alt.«

»An Nahrung und Wasser scheint es ihnen nicht zu fehlen«, meinte Benjameen und deutete auf Bottiche mit klarer Flüssigkeit und Schalen mit Essbarem. »Aber sie sind vollkommen ausgemergelt. Sieh dir ihre Körper an! Sie tragen nur eine Art Lendenschurz über ihrem Unterleib. Aber wie sehen ihre restlichen Körperteile aus!«

»Du meinst - diese weißen Flecken?«

»Genau die.«

Die Körper der Insektoiden waren übersät davon. Die Flecken schienen an ihrer Chitinhaut förmlich zu kleben. Aber das

war natürlich kaum möglich. Die bessere Erklärung war die, dass sie aus dem Chitipanzer herauswuchsen.

»Pilzartige Geschwüre«, sagte Benjameen. »Wir mussten näher an einen der Ärmsten herankommen, um sie zu untersuchen.«

Im nächsten Moment schrie einer der Sklaven gepeinigt auf und griff sich an den Hals. Sein Körper zuckte. Er ließ die Spitzhacke fallen, mit der er bisher gearbeitet hatte.

»Das hast du davon!«, bellte ein E'Valenter, der aus den Schatten hervortrat und eine Peitsche schwang. »Willst du wohl wieder richtig arbeiten!«

»Halsbänder«, flüsterte Tess Benjameen zu. »Siehst du das? Die Zineda tragen alleamt Halsbänder. Jedes muss auf ein einzelnes Individuum abgestimmt sein, so dass die E'Valenter es überwachen und bestrafen können, sobald es nicht die geforderte Leistung bringt.«

»Wahrscheinlich durch Elektroschocks«, meinte der Arkonide. »Ich bezweifle, dass diese Sklaven je wieder das Licht der Sonne sehen werden. Sie sind krank, und die E'Valenter richten sie zu Tode.«

»Sie sind Bestien«, stieß Tess hervor. »Wir müssen sie unschädlich machen, bevor diese törichte Prinzessin mit ihren ungerüsteten Truppen hier anrückt.«

»Und wie?«, fragte Benjameen.

Tess zuckte mit den Achseln. Benjameen sah, wie sich der Bestrafte wieder aufrichtete und sein Werkzeug schwang, das er kaum noch halten konnte.

Und dann brach er zusammen und blieb reglos liegen. Zwei E'Valenter gingen auf ihn zu und hoben ihn auf.

\*

Tess und Benjameen verließen die Plattform und stiegen in einen weiteren abzweigenden Schacht ein, ganz rechts von dem Schauplatz des Grauens. Aber wenn sie geglaubt hatten, das Grauen bereits kennen gelernt zu haben, lagen sie falsch.

Immer noch unsichtbar, stiegen sie tiefer

hinab, einer weiteren Plattform von Spitzhakenschlägen und Desintegratorsalven entgegen, die durch die Gänge hallten. Doch noch bevor sie diesen Level erreichten, fanden sie die Leiche.

Es war ein Insektoider. Der Zineda schien versucht zu haben, aus der Mine zu entkommen. Darauf jedenfalls ließen seine unnatürlich verkrümmte Haltung und die um das Halsband gekrampften Hände schließen. Er trug einen auffällig roten Lendenschurz und eine ebenfalls rote Armbinde und schien keinem Mord und keinem Unfall zum Opfer gefallen zu sein - trotz der Hände am Halsband.

Benjameen da Jacinta deutete auf seinen Körper. »Sieh dir das an«, sagte er zu Tess. »Überall die weißen Flecken. Sie berühren sich. Sie haben kaum einen Teil von ihm unbedeckt gelassen.«

»Es sind Pilze«, antwortete Tess. »Parasiten. Ich habe so etwas schon bei Menschen gesehen. Nur dass sie Chitipanzer angreifen können, damit hätte ich nicht gerechnet.«

»Pilzartige Geschwüre«, schränkte Benjameen ein. »Dann haben sie ihn auf dem Gewissen.« Er deutete auf die Armbinde. »Er muss so etwas wie ein Vorarbeiter gewesen sein. Er hatte keine Chance.«

»Es sieht so aus, Ben. Und das würde auch erklären, was uns der alte Gelehrte gesagt hat: dass immer öfter immer mehr Minenarbeiter von den E'Valentern angefordert werden. Sie sterben ihnen weg, weil sie mit den Pilzen infiziert werden. Wie dieser arme Teufel hier.«

»Das würde bedeuten, dass sie alle zum Tode verurteilt sind«, flüsterte Benjameen. »Alle, die wir gesehen haben.«

»Komm, lass uns weitergehen. Ich ertrage den Anblick nicht länger.«

Sie schritten weiter den Stollen hinab, doch bevor sie das nächste Abbau-Plateau erreichten, entdeckten sie die zweite Leiche.

»So schlimm es aussieht«, sagte der junge Arkonide, »in den Minen ist schlicht und ergreifend eine Epidemie ausgebrochen - und die E'Valenter scheinen nichts zu tun, um die Verbreitung der Krankheit

einzudämmen.«

»Weil sie es nicht müssen, Ben. Es würde sie zwar billig kommen, ein Mittel dagegen zu entwickeln, aber es ist garantiert billiger, dauernd Nachschub an Minensklaven zu fordern.«

»Wir werden dem grausamen Spiel ein Ende bereiten«, schwor Benjameen seiner Gefährtin. »So wahr ich da Jacinta heiße.«

\*

Sie erreichten nach ungefähr hundert Metern durch den Stollen eine Ebene, auf der sich wieder etwa ein halbes Dutzend Zineda befand. Sie bohrten mit ihren Desintegratoren und schufteten mit den Pulsatorhämrnern. Drei E'Valenter mit angeschlagenen Waffen achteten darauf, dass sie die potentiellen Waffen nicht gegen ihre Versklaver richteten.

»Sie hätten damit schon längst einen Aufstand riskieren können«, sagte Benjameen. »Mit den Desintegratoren.«

»Die E'Valenter haben stärkere Waffen«, widersprach Tess. »Und denk an die Halsbänder.«

Benjameen gab keine Antwort. Er wagte es, näher an die Arbeitenden heranzutreten, und sah diesmal genauer hin. Die Schürftätigkeit, erkannte er jetzt, galt einem zwischen Kohleflözen befindlichen Erz, das Einsprengsel von Gold zu enthalten schien.

»Gold«, flüsterte Benjamen Tess zu, als sie nachgekommen war und wieder an seiner Seite stand. »Sein Wert ist für raumfahrende Zivilisationen begrenzt, doch auch in High-Tech-Anwendungen wird das Element an vielen Stellen noch benötigt.«

»Du meinst also«, flüsterte sie zurück, »der ganze Aufwand wäre nur wegen des Goldes?«

»Es sieht doch so aus, oder?«

Sie mussten den Zineda ausweichen, die jetzt das am Boden liegende Erz auf die bereitstehende Lore schaufelten. Als der Wagen voll war, wurde er an einem Stahlseil auf den Schienen in einen nach oben führenden Schacht gezogen.

Die Minensklaven kehrten zu ihren Ar-

beitsgeräten zurück, hoben sie aber noch nicht auf. Einer der E'Valenter klatschte in die Hände und bellte etwas. Die Zineda stürzten sich daraufhin auf die Wasserbotiche und die Schalen mit flüssiger Nahrung. Ihre Saugrüssel stachen in die Behälter.

»Pause«, flüsterte Tess. »Die armen Teufel brauchen wenigstens nicht zu huntern.«

»Die E'Valenter halten sie so gut wie möglich bei Kräften, aber das reicht nicht. Die Pilze sind stärker und werden auf jeden Fall siegen.«

»Aber wir müssen etwas tun, Ben«, sagte Tess.

»Den einmal Erkrankten ist wahrscheinlich nicht mehr zu helfen. Wir müssen dafür sorgen, dass keine neuen Sklaven mehr in die Minen kommen. Aber jetzt interessiert mich, wo die Ausbeute der Schürftätigkeit landet. Die Loren werden das Erz kaum bis an die Oberfläche bringen. Denk an das Aufzugende, das wir oben gesehen haben - neben der Baracke.«

»Was willst du tun?«

»Der Lore folgen und sehen, wo sie ihre Ladung abgibt.«

»Und was versprichst du dir davon?«

»Im Notfall vielleicht einen schnelleren Zutritt zur Mine. Ich weiß noch nicht, was wir tun können. Aber wenn es so weit ist, muss vielleicht alles sehr schnell gehen.«

»Apropos schnell«, flüsterte Tess. »Wir sollten einen Versuch mit den Gravo-Paks machen. Wir brauchen sie später ganz bestimmt, um die Mine zu verlassen. Besser ist, jetzt das Risiko einzugehen und abzuwarten, ob die E'Valenter uns orten können.«

»Da hast du Recht«, flüsterte Benjameen und aktivierte sein Aggregat. Er hob gleichzeitig mit Tess vom Boden ab.

\*

Die drei E'Valenter in der Höhle reagierten nicht. Benjameen wurde tollkühn und flog einige Schleifen zwischen ihnen hindurch. Sie nahmen ihn nicht wahr.

Erleichtert kehrte der Arkonide zu Tess

zurück und zeigte in den Gang, in dem die Lore verschwunden war. Tess nickte und flog vor.

Der Stollen führte leicht aufwärts und war hoch genug, um eine eventuell zurückkehrende Lore einfach zu überfliegen. Die beiden Partner kamen schnell voran und erreichten das Ende des Ganges in nur einer Minute.

Vor ihnen lag eine künstliche Höhle mit einem Paternosterschacht in der Mitte. Die Schienen endeten dort, und Tess und Benjameen sahen gerade noch, wie die Lore, der sie gefolgt waren, ihren Inhalt in einen Korb kippte. Dann setzte sie sich wieder in Bewegung und kehrte nach unten zurück. Tess und Benjameen wichen ohne Probleme aus. Vier E'Valenter hatten den Transport des Erzes überwacht.

Der Korb im Schacht wurde nach oben gezogen und verschwand in der Decke.

»Das ist also der direkte Weg nach oben«, flüsterte Benjameen. »Gut zu wissen, für alle Fälle.«

»Und nun?«, fragte Tess. »Wir sollten die Mine verlassen und endlich überlegen, wie wir gegen die E'Valenter vorgehen. Wir brauchen auf jeden Fall Hilfe von der JEFE CLAUDRIN.«

In diesem Augenblick betrat ein weiterer E'Valenter die Höhle. Er winkte den anderen vier.

»Kommt mit zur Wachstube!«, rief er. »Der E'Val, Goriz, gibt seinen Lagebericht! Die nächste Ladung kommt nicht vor einer Stunde. Bis dahin seid ihr wieder hier!«

Tess und Benjamin sahen sich an. Wachstube? Da Jacinta erinnerte sich daran, was sie unmittelbar vor Betreten der Mine gehört hatten. Die beiden abgelösten Posten hatten essen gehen sollen - in der Mine.

Die vier Stämmigen befolgten den Befehl. Sie trotteten hinter dem fünften Mann her. Benjameen nickte seiner Gefährtin zu.

»Wir folgen ihnen. Diesen Lagebericht möchte ich auch hören.«

»Glaubst du, ich nicht?«, fragte sie unternehmungslustig.

Der Arkonide und die Terranerin folgten

der Gruppe in wenigen Metern Abstand. Es ging durch zwei Stollen, wieder ein Stück tiefer in die Mine hinein und dann durch eine offen stehende Eisentür in einen aus dem Gestein gehauenen Raum hinein.

In der Mitte gab es einen langen Tisch mit zehn Stühlen daran. Drei E'Valenter saßen schon. Einer von ihnen trug mehrere Verzierungen an seiner Rüstung. Es konnten Rangabzeichen sein.

Tess und Benjameen schlüpften hinter den fünf Ankömmlingen in die »Wachstube«, bevor einer von ihnen die Tür ins Schloss stoßen konnte. Die fünf setzten sich ebenfalls hin. Benjameen entdeckte hinter dem Tisch einige Displays, an denen noch zwei E'Valenter saßen. Er machte Tess darauf aufmerksam, und sie nickte.

Dann deutete sie mit dem rechten Zeigefinger auf den Boden. Benjameen verstand. Auf den Displays wurden wahrscheinlich die Aufenthaltsorte sämtlicher in der Mine tätigen Zineda angezeigt. Kein Aufseher war zu sehen. Vielleicht befanden sie sich alle hier, und die Besatzung der E'Valenter umfasste nur diese zehn Mann. Benjameen und Tess konnten es sich nicht vorstellen. Alle Wächter, auch die draußen vor der Mine, hätten zurückgezogen sein müssen.

Auf jeden Fall mussten sich an bestimmten Stellen in den Höhlen versteckte Kameras befinden, die ihm und Tess nicht aufgefallen waren. Benjameen schwebte auf die beiden E'Valenter vor den Displays zu und blickte ihnen neugierig und dreist über die Schulter.

Er sah Anzeigen von Messwerten, und er hätte schwören können, dass es sich dabei um gemessene Konzentrationen von Grubengas handelte. Die E'Valenter hatten also durchaus Furcht vor diesem unter anderem aus Methan bestehenden Gas, das in Spalten und Poren von Kohlelagerstätten enthalten war und beim Abbau freigesetzt wurde.

Als alle saßen, begann der Dekorierte zu sprechen. Er war also der - oder ein - E'Val, was immer das zu bedeuten hatte. Benjameen dachte an einen Offizier, einen Oberbefehlshaber hier auf Zinet.

»Ich beginne mit der täglichen Be-

richterstattung«, sagte der E'Val mit seinen abgehackten, bellenden Lauten. »Zuerst zu den Zineda. In der vergangenen Woche sind 27 von ihnen der ausgebrochenen Epidemie zum Opfer gefallen. Es ist zu erwarten, dass es in der kommenden Woche schon wieder mehr sein werden. Die Zahl der Infektionen steigt rasant an. Gesund sind eigentlich nur noch die Sklaven, die mit dem letzten Schub kamen.«

Einer der E'Valenter klopfte mit der Faust auf den Tisch. Goriz machte eine auffordernde Geste.

»Sprich, Gazza!«

Der Angeredete stand auf und breitete die Arme aus. »Ich verstehe nicht«, sagte er, »warum wir gegen die ursprüngliche Absicht nicht doch diese Krankheit bekämpfen. Wir könnten es doch.«

»Aber die Krankheitsbekämpfung würde unseren Etat belasten und die Rentabilität der Mine senken. Nein, Gazza, es bleibt dabei: Wir warten ab, bis sich das Thema Seuche von allein erledigt. Sonst müssten wir aus COLLECT 90.40 ein Medo-Team anfordern, nach Zinet bringen lassen und anschließend alle Eingeborenen behandeln. All dies kommt nicht in Frage, da die Ressource Arbeitskraft schier unbegrenzt und kostenlos zur Verfügung steht. Jegliche Behandlung bringt uns kein Geld, sondern nur Ärger. Nein, wir sind besser beraten, wenn wir die Epidemie ganz einfach auf natürliche Weise vorübergehen lassen.«

Gazza setzte sich wieder. Benjameen und Tess wechselten wieder einen überraschten Blick. Nicht nur, dass sie in puncto Behandlung der Kranken ganz andere Vorstellungen gehabt hatten - sie hatten einen Begriff gehört, der sie aufmerken ließ.

COLLECT 90.40 - was war darunter zu verstehen?

»Punkt zwei«, sagte Goriz. »Die Stadtbewohner. Ich glaube, dass sich der Aufruhr unter ihnen bald wieder legen wird. Wir haben zwar die Hilferufe aufgefangen, die aus der Stadt in den Weltraum gesendet wurden, aber wir brauchen uns keine Sorgen zu machen. Dies hier ist das Reich Tradom! Wer könnte zu Hilfe kommen

außer dem Reich? Und das Reich, das sind auf dem Planeten der Zineda allein wir, die E'Valenter! Es gibt niemanden, der sich ernsthaft gegen uns stellen könnte.«

Er gab einen grollenden Laut von sich, den die Lauscher nicht richtig interpretieren konnte. Ob es ein Lachen oder ein Wutschnauben war?

»Nein, was uns einzig zu interessieren hat, ist, dass wir die Landeschüssel voll bekommen, denn nur dann erhalten wir von COLLECT 90.40 die volle Prämie ausgezahlt. Für den Erztransport, der in zwei Tagen stattfinden wird, ist alles geregelt. Die Sollmenge ist mehr als erreicht. Die 90.40.30 ist hinreichend gefüllt, genug für die volle Prämie.«

Goriz legte eine kurze Pause ein. Tess und Benjameen fragten sich, was mit 90.40.30 schon wieder gemeint war.

»Aber wie sieht es danach aus?«, fragte der E'Val in die Runde. »Nicht allein die 27 ausgefallenen Arbeiter fallen ins Gewicht, sondern auch die Tatsache, dass das herbeibefohlene Ersatzkontingent nicht eingetroffen ist; dass stattdessen die Zineda ihren kindischen Versuch eines Angriffs auf uns gestartet haben. Ihr wisst, dass wir gezwungen waren, sie zu erschießen, denn ein Aufstand gegen die Gesetze und Anordnungen des Reichs wird niemals geduldet, sondern stets und ausschließlich mit dem Tod bestraft! Darin reagiert das Reich grundsätzlich konsequent.«

»Dann bleibt nur zu hoffen«, sagte Gazza, »dass der Entsatz so schnell wie möglich eintrifft.«

»Das stimmt«, stimmte Goriz zu. »Wir haben kein Interesse an einem neuerlichen Gemetzel, sondern ausschließlich an einem funktionsfähigen Minenbetrieb. Aber wenn die geforderten fünfzig Arbeiter nicht vor Ende des Tages eintreffen, werden wir morgen ein Exempel statuieren, das sich gewaschen hat. Sollten die Zineda uns weiterhin sabotieren, werden wir nicht davor zurückschrecken, die Insektoiden abzuschießen, bis keiner mehr von ihnen übrig ist. Das verlangen die Gesetze des Reiches Tradom. Gehorsam rangiert noch über Wertschöpfung! Dies ist eines der wich-

tigsten Reichsgesetze. Also geben wir die Mine lieber auf, als dass wir uns von den Zineda erpressen lassen!«

Beifälliges Gemurmel antwortete ihm. Tess und Benjameen waren schockiert.

Goriz erklärte seinen Bericht für beendet. Die E'Valenter schoben ihre Stühle zurück, standen auf und begaben sich aus dem Wachraum, um sich wieder ihren Pflichten zuzuwenden.

»Ich will mir diese Hütte noch ein wenig genauer ansehen«, flüsterte Benjameen ganz leise, als nur noch der E'Val und die beiden E'Valenter vor den Bildschirmen anwesend waren.

Tess nickte nur. Seite an Seite flogen sie über die Köpfe der gepanzerten Wesen hinweg und entdeckten ein Normalfunkgerät, einfach lichtschnell, und einen primitiven Orter, der herzlich wenig anzeigte - und ganz bestimmt nicht die ortungsgeschützte JEFE CLAUDRIN anmessen konnte.

In einfachen Trivideogeräten liefen Unterhaltungsprogramme, deren Sinn Tess und Benjameen nicht offenbar wurde. Goriz, der jetzt vor einem dieser Programme saß und mit zwei Hebelen spielte, schien dagegen großen Gefallen daran zu finden.

»Dort«, flüsterte Benjameen und deutete auf eine offen stehende Tür zu einem weiteren Raum. »Sehen wir uns noch dort um...«

In dem angrenzenden Raum stießen die beiden Gefährten auf einen kleinen Energiespender, ein billiges Gerät ohne große Leistung, gerade genug für den Bergbaubetrieb, also Beleuchtung, Belüftung, Ver- und Entsorgung der Sklaven und so weiter.

Hinter diesem Raum schloss sich noch ein weiterer an, ein Aufenthaltsraum mit Schlafpritschen. Insgesamt waren nicht mehr und nicht weniger als zwanzig Betten und ebenso viele Spinde aufgestellt. Hinzu kamen Schränke voller Waffen und Nahrungsmittel.

»Wusste ich's doch«, sagte Benjameen leise. »Es sind mehr als diese acht E'Valenter hier in der Mine.«

»Dann kennen wir jetzt die Zahl unserer Gegner.«

»Ja«, sagte er. »Aber hier werden wir nichts mehr entdecken. Kehren wir in die Mine zurück und sehen wir zu, dass wir hinauskommen. Ich will wissen, wie es inzwischen in der Stadt aussieht.«

»Und wir müssen zur JEFE CLAUDRIN«, erinnerte ihn die ehemalige Mutantin. »Oder zumindest einen Funkspruch absetzen. Wir haben es al Kharud versprechen müssen.«

»Meinetwegen«, sagte Benjameen. »Sobald wir draußen sind.«

Jetzt, da sie sicher sein konnten, nicht geortet zu werden, bewegten sie sich nur noch mit Hilfe der Gravo-Paks weiter. Sie mussten eine Viertelstunde warten, bis sich die eiserne Tür wieder öffnete, und flogen knapp über den Köpfen der eintretenden E'Valenter hinaus.

Die Stollen waren hier wie ein Labyrinth. Benjameen und Tess konnten nicht sagen, woher sie gekommen waren. Es gab zu viele Abzweigungen. Als sie am Ende glaubten, einen emporführenden Gang wiederzuerkennen, entdeckten sie unter sich einen seltsamen dunklen Schacht, der mitten in einem Gewölbe offen stand und keinem sichtbaren Zweck diente.

»Lass uns hier noch nachsehen«, sagte Tess und begann schon, sich in ihrem Deflektorfeld und mit Hilfe des Gravo-Paks in den Schacht hinunterzulassen. »Danach verlassen wir die Mine - ich verspreche es.«

Benjameen seufzte, folgte ihr aber. Langsam schwebten sie in dem Schacht nach unten, seinem Grund entgegen. Mittlerweile hatten sie ihre Helme geschlossen, weil es fürchterlich stank, und die Restlichtverstärkung ihrer Helmvisier-Einblendung holte eine gespenstische, furchtbare Szenerie aus dem Dunkel. Am Boden des Schachts lagen in Schichten übereinander Gebeine, Reste von vermoderten Körpern und Stoffetzen.

»Ein Massengrab!«, sagte Tess erschüttert über den Helmfunk. »Das alles sind tote Zineda! Die E'Valenter scheinen sie nicht zu bestatten, sondern werfen sie einfach in dieses Loch hinein!«

»Das muss sich erst noch herausstellen«,

meinte Benjameen. Aber er wusste es besser. Sie landeten auf dem Leichenhaufen.

Tess schaltete ihren Gürtelscheinwerfer ein. Der breitgefächerte Strahl beleuchtete die ganze schreckliche Szenerie.

»Sieh dir das an, Ben!«, sagte Tess. »Praktisch sämtliche noch als solche erkennbaren Körper sind von den Pilzen beinahe aufgefressen! Sie sind über und über mit der weißen Schicht bedeckt!«

»Ich sehe es«, antwortete der junge Arkonide. »Aber was tust du da?«

Tess hatte einen Analysator aus einer Tasche ihres Anzugs genommen und auf die Leichen gerichtet. Danach bückte sie sich und begann damit, mit ihren Händen in dem Leichenhaufen herumzugraben. Die Körperreste umschichtend, räumte sie Körper und Körperteile beiseite, als wolle sie die Höhe der Schicht feststellen.

»Bist du wahnsinnig geworden?«, entfuhr es Benjameen. »Das ist pietätlos! Lass den Toten ihre Ruhe! Wie kannst du nur so in den Leichen herumstochern, angesichts des Leids, das wir hier zu sehen bekommen!«

»Beruhige dich wieder, Ben! Ich stochere hier keineswegs nur herum, sondern entnehme Gewebeproben für die Mediker in der LE-KR-44. Ich halte es nämlich für möglich, dass die in der Mine grassierende Epidemie hier unten, in dem Massengrab, ihren Anfang genommen hat. Wenn wir den Zineda helfen wollen - und das haben wir doch vor -, werden wir diese Proben benötigen.«

Benjameen schwieg. Er sah ein, dass er Tess unrecht getan hatte. Er wollte sich schon entschuldigen, als er von oben Geräusche hörte.

»Schnell!«, sagte er. »Das Licht aus!«

Tess reagierte nur einen Sekundenbruchteil später. Dann standen sie wieder im Dunkeln. Gebannt lauschten sie. Von oben kamen Schritte und ein schleifendes Geräusch.

Eine bellende Stimme sagte: »Und ab mit ihm, Grock! Zu den anderen!«

Im nächsten Moment fiel etwas in den Schacht, ein Körper. Tess und Benjameen drückten sich an die Wände, und die Le-

che prallte zwischen ihnen auf die anderen, zum Teil schon verwesten. Es gab eine Staubwolke, aber die machte Tess und Benjameen in ihren geschlossenen Helmen nichts aus.

Erst als der Staub sich gelegt hatte, erkannten sie, wer da von den E'Valentern in das Massengrab geworfen worden war.

Es war der Insektoid mit dem roten Lendenschurz und der roten Armbinde, den sie in einem der Stollen gefunden hatten.

»Mein Gott!«, flüsterte Tess. »Wir hatten Recht. Sie begraben sie nicht, sie werfen sie alle in diesen Schacht. Ich könnte wohl viele Meter tief graben, um auf seinen natürlichen Boden zu stoßen. Das ist brutal, Ben. Es ist menschenverachtend.«

»Wir haben es hier nicht mit Menschen zu tun, Tess«, erinnerte er sie. »Und ich glaube, es wird Zeit, dass wir diesen Schacht und die Mine verlassen.«

»Und wie?«, wollte sie wissen.

»Durch den Paternosterschacht. Wir müssen nur die nächsten Gleise für die Loren finden, dann kommen wir automatisch hin.«

»Optimist«, sagte Tess und folgte ihm in die Höhe. Die Gewebeproben befanden sich in einem kleinen Gefäß an ihrem Gürtel.

Sie mussten eine halbe Stunde warten, bis wieder eine Lore in das Gewölbe mit dem Paternosteraufzug gezogen wurde. Als der Transportkorb beladen war, flogen sie inmitten der E'Valenter unsichtbar auf ihn zu und ließen sich darauf nieder.

Der Aufzug ruckte an und zog sie mit dem Korb in die Höhe. So ging es einige hundert Meter weiter, und dann waren sie aus der Mine heraus. Zur Linken sahen sie die Baracke der E'Valenter, über sich die Kopfspindel des Lifts. Gerade noch rechtzeitig sprangen sie aus dem Korb, als auch schon mechanische Zangen nach ihm griffen.

Tess und Benjameen landeten unsichtbar direkt neben einem E'Valenter, der den Backenkran bediente. Das Gerät nahm den gefüllten Korb, hievte ihn aus seiner Verankerung und drehte sich mit ihm um. So-

fort stiegen Tess und Benjameen in die Höhe, um seinen weiteren Weg zu verfolgen.

Wenn sie geglaubt hatten, das abgebaute Golderz würde in eine Fabrik gebracht oder etwa auf eine primitive Eisenbahn zum Weitertransport, sahen sie sich getäuscht. Stattdessen wurde es auf einer in einem schmalen Gebirgstal verborgenen, überdimensionalen Schale mit einem geschätztem Außendurchmesser von sechzig Metern entladen. Der Kran kehrte zurück.

Die Schale war, nach Benjameens Schätzung, fünf Meter dick und fünfzehn Meter hoch. Somit blieb ein Innendurchmesser von fünfzig Metern, bei zehn Metern Schalentiefe in der Mitte. Bis zum Rand war die Schale mit Erzbrocken gefüllt, die stellenweise intensiv golden glitzerten. Die Goldkonzentration in dem Erz war also noch höher, als Benjameen und Tess bisher angenommen hatten.

Der Arkonide und die Terranerin untersuchten die Schale mit ihren Anzugorten. Es gab keinerlei energetische Emissionen, keine Schutzvorrichtungen oder Ähnliches. An den Enden jedoch waren groß dimensionierte Halterungen zu erkennen.

»Die Schale dürfte teurer sein als sämtliche anderen technischen Einrichtungen der Mine zusammen«, funkte Benjameen. »Soweit ich es sehe, besteht sie aus einem hochkomplexen Metall, das in seiner Festigkeit durchaus unserem Ynkonit vergleichbar ist. Diese Schale scheint buchstäblich für die Ewigkeit gemacht zu sein.«

»Dann... sollte dies COLLECT 90.40.30 sein?«, fragte Tess. »Jenes Objekt, von dem in den Gesprächen der E'Valenter die Rede war?«

»Es könnte sein«, antwortete Benjameen vorsichtig. »Wir werden es herausfinden, aber nicht jetzt. Lass uns diesen Ort verlassen und in die Stadt zurückkehren, zum Turm des Gelehrten.«

»Worauf wartest du?«, fragte Tess. »Hoffentlich kommen wir nicht zu spät.«

Die Sonne stand mittlerweile schon hoch am Himmel. Sie brannte heiß. Tess und Benjameen merkten in ihren temperierten

Raumanzügen nichts davon, solange sie die Helme geschlossen hielten.

## 5. *Der Zerotraum*

Liktus Boi war verzweifelt. Fast war es Mittag, und er hatte immer noch nichts erreicht. Er befand sich auf dem Weg zurück zu seinem Turm und sah überall in der Stadt Zineda, die mit Lautsprechern den Willen der Prinzessin verkündeten und die Bürger zu den Waffen riefen.

Was er nicht für möglich gehalten hatte, geschah tatsächlich: Die Männer und Frauen jubelten den Sendboten zu und machten sich bereit für den Kampf. Liktus' Hoffnung, sie mögen sich verweigern, brach zusammen.

Er hatte sich, nachdem Bar Tidous ihn quasi hinausgeworfen hatte, noch einmal in den Palast geschlichen, unter Lebensgefahr. Wie ein Dieb war er eingedrungen, nur damit ihn Tidous nicht wieder entdeckte und seine Mordabsicht wahr machte. Er hatte mit den Heilern gesprochen, ebenso mit den Prinzessinnentöchtern. Sie hatten ihm keine Hoffnung machen können. Sie hatten selbst Angst vor Scharanay, die bisher stets gütig und sanftmütig gewesen war.

Aber das war vorbei. Mit Imm Zuliffer war auch ein Teil von ihr gestorben - und zwar der gute, positive Teil.

Überall in den Straßen herrschte Aufruhr, der die unheilvolle Stille des frühen Morgens abgelöst hatte. Zineda, junge und alte, versahen sich mit allem, was ihnen als Waffe tauglich erschien, von modernen Automatikgewehren bis zu Messern und primitiven Knüppeln. Es war, als habe ein kollektiver Rausch sie ergriffen. Kampfparolen gegen die E'Valenter wurden gerufen.

Die lange ertragene Demütigung und Unterdrückung entlud sich in einem Feuer, das der alte Gelehrte seinem Volk nie zugeschrieben hätte. Wie sehr hatte es gelitten - und damit sollte jetzt nach dem Willen der Prinzessin Schluss sein, deren Namen die

Kampfbereiten skandierten.

Lastwagen rollten durch die Straßen. Natürlich, zu Fuß hatten die Zineda keine Chance, die Mine vor Einbruch der Dunkelheit zu erreichen, nicht einmal an diesem oder dem nächsten Tag. Es konnten also gar nicht alle Aufständischen zur Mine gelangen, sondern nur so viele, wie auf den zur Verfügung stehenden Wagen Platz hatten. Sicher würde dafür gesorgt werden, dass dies nur die Bestbewaffneten waren.

Und das Schlimme war, Liktus Boi spürte tief in sich selbst den Wunsch aufkeimen, sich dieser kleinen Armee anzuschließen. Er versuchte, dagegen anzukämpfen, aber das Gefühl ließ sich nicht so leicht unterdrücken.

*Vielelleicht komme ich im Turm wieder zu mir,* dachte er.

Das hohe Gebäude lag schon vor ihm. Er zog bereits den Schlüssel zur Tür aus einer Tasche seiner Kutte, als ihm zwei Gestalten auffielen, die wie zufällig vor dem Turm herumstanden.

Als er sich instinktiv umdrehte, entdeckte er zwei weitere Zineda, die ihm folgten. Ansonsten war die Straße hier am Ortsrand leer, weil fast alle Zineda unterwegs zum Palast waren.

*Bar Tidous!,* durchfuhr es ihn. *Das sind seine Männer!*

Er blieb stehen. Auch seine Verfolger verharrten im Schritt. Die beiden vor ihm allerdings kamen jetzt auf ihn zu.

»Was wollt ihr von mir?«, rief er. »Was hat euch Bar Tidous befohlen?«

»Wir sollen uns unterhalten«, erhielt er zur Antwort. Der Sprecher der Gruppe grinste verschlagen. »Kannst du dir denken, worüber?«

»Lasst mich in Ruhe!«, sagte er. »Ich bin...«

Weiter ließen sie ihn nicht kommen. Von vorn und von hinten griffen sie an. Liktus Boi schrie entsetzt auf und versuchte, zur Seite auszuweichen. Aber sie waren jünger, schneller und vor allem durchtrainierter als er. Der Gelehrte hatte keine Chance.

Sie packten ihn. Zwei hielten ihn fest, und ein Dritter schlug brutal auf ihn ein. Liktus schrie vor Schmerzen. Als er sah,

dass der Vierte ein langes Messer zog, wusste er, dass sie ihn töten sollten.

»Dann stoß doch schon zu!«, rief er. »Oder seid ihr einfach zu feige, einen alten Mann umzubringen? Macht es euch Spaß, mich vorher noch zu quälen?«

»Bitte«, sagte der Bewaffnete. »Das kannst du haben!«

Er gab dem Schläger ein Zeichen, und der Zineda trat zur Seite, um die Bahn frei zu machen für seinen Kumpan. Doch da geschah das Wunder.

Aus dem Nichts heraus tauchten die beiden nächtlichen Besucher auf, Tess und Benjameen - die Menschen, wie sie sich nannten. Sie überraschten die Angreifer vollkommen. Aus ihren seltsamen Waffen fuhr ein fahler Strahl und erfasste die ersten beiden von Tidous' Männern. Sie brachen ohne einen Laut zusammen und blieben reglos am Boden liegen.

Liktus Boi spürte, wie ihn die anderen zwei losließen. Sie wollten sich auf die Menschen stürzen, doch diese reagierten blitzschnell. Die Zineda brachen im Strahl ihrer Waffen ebenso zusammen wie ihre Komplizen.

»Sind sie... tot?«, fragte der Gelehrte.

»Nein, nur gelähmt«, bekam er zur Antwort. »Geht es dir gut?«

»So leidlich. Die Burschen wissen, wo's wehtut. Aber kommt mit in den Turm. Ich habe euch einiges zu erzählen.«

»Wir dir auch, Liktus Boi.«

Benjameen wusste, dass sie die Mine nicht allein ausheben konnten, solange die Sklaven darin arbeiteten. Ursprünglich war das sein Plan gewesen, doch er war so nicht zu verwirklichen, ohne dass die E'Valenter die Zineda als Geiseln nahmen. Obwohl sie todgeweiht waren, lebten sie noch; und solange sie lebten, gab es noch Hoffnung, jedenfalls für die nicht so schlimmen Fälle.

Was Liktus Boi zu berichten hatte, gab ebenfalls keinen großen Anlass zur Hoffnung. Die Prinzessin war nicht mehr umzustimmen. Ein ganzes Volk rüstete zum Krieg. Ein Teil dieser Bauernarmee, vielleicht fünfhundert Mann, würde am Abend die Mine erreichen und sich den E'Valen-

tern entgegenwerfen. Sie würden sterben wie die Fliegen.

»Das sieht alles nicht gut aus«, sagte Tess. »Ich glaube, es gibt wirklich nur eine Lösung. Wir brauchen dazu Verstärkung von unserem Raumschiff.«

»Die Prinzessin wird jetzt ihren Mittagsschlaf halten«, murmelte der Gelehrte, »um im Traum zu letzten Einsichten zu kommen. Das haben mir ihre Töchter verraten.«

Benjameen und Tess sahen sich an. »Mittagsschlaf?«, fragte da Jacinta. »Bist du ganz sicher?«

»Die Prinzessinnentöchter lügen mich nicht an«, antwortete Liktus. »Scharanay schläft jeden Mittag.«

»Aber vielleicht heute nicht«, meinte Tess. »Bei der Aufregung.«

»Nein«, sagte Boi. »Gerade deshalb.«

»Hast du einen Raum für mich, in dem ich mich hinlegen kann?«, fragte Benjameen aufgeregt. »Wo ich nicht gestört werde?«

»Natürlich, mehrere«, antwortete Boi. »Aber wozu... Ich verstehe nicht...«

»Das brauchst du auch nicht«, sagte Benjameen und stand auf. »Mach dir keine Sorgen, vielleicht wird alles doch noch gut. Tess, kommst du mit?«

»Klar. Ich weiß, was du vorhast. Es könnte klappen.«

»Dann komm bitte mit!«

Er ergriff ihre Hand. Geleitet von einem vollkommen perplexen Liktus Boi, stiegen sie die Wendeltreppen hinauf bis zu einer Tür, die Boi für sie öffnete. Durch eine Fensteröffnung fiel Licht hinein. Außerdem versuchten die Tentakel der Kletterpflanzen in den Raum einzudringen. Liktus Boi ergriff ein scharfes Messer und kappte sie.

»Ständig muss ich sie abwehren«, schimpfte er. »Im ganzen Turm. Die Glott-Pflanzen sind nahezu überall. Hier in der Stadt kriechen sie an den Gebäuden hoch, und in der Wildnis sind sie Büsche. Hütet euch vor ihnen!«

»Es ist gut, Liktus«, sagte Tess und schob den Gelehrten sacht aus dem Raum. »Wir kommen wieder zu dir hinunter.«

»Ihr seid seltsam«, murmelte Boi. »Sehr seltsam...«

Damit verschwand er aus der Tür. Benjameen lag schon auf der Liege hinter dem Lesepult. Tess zwängte sich in den für einen Menschen viel zu engen Stuhl und strich ihm zärtlich über die - schon geschlossenen Augen.

»Träume gut, Ben!«, flüsterte sie. »Vieles hängt davon ab. Selbst wenn nur zwanzig Wächter gegen zehntausend Eingeborene stehen - ein einziger E'Valenter kann den Eingang zur Mine beliebig lange halten. Auch wenn die Zineda mit einer Übermacht kommen, werden sich schon nach kurzer Zeit die Leichen häufen, und die Nachdrängenden werden mühsam über die Leiber der Toten klettern müssen. So weit darf es nicht kommen. Träume gut, Ben...«

Sein Geist löste sich vom Körper, überbrückte Zeit und Raum und fand sich im Bewusstsein der ebenfalls träumenden Prinzessin Scharanay wieder. Benjameen da Jacinta befand sich plötzlich in ihrem Traum und wurde ein Teil davon.

Die Prinzessin sah von einer von pferdeähnlichen Tieren gezogenen, auf einen Anhänger montierten Sänfte aus ihrem Volk zu, wie es gegen die von E'Valentern verteidigte Mine anstürmte, mit primitiven Waffen gegen Strahlkanonen. Mehr als tausend Zineda waren mit den Lastwagen hierher geschafft worden, dicht auf den Pritschen gedrängt, eine Mauer aus Leibern gegen die Versklaver und Wächter des Reichs. Es waren die bestbewaffneten Bürger der Stadt und Mitglieder der Palastwache.

Aber sie fielen einer nach dem anderen. Sie verbrannten in den Strahlen aus den furchtbaren Waffen der E'Valenter, die, anfangs nur zwei, jetzt zu fast zwanzig den Anrennenden gegenüberstanden. Die Leichen türmten sich, wenn sie nicht ganz zu Asche verbrannten, aufeinander und bildeten bald einen Wall für die Nachrückenden.

Prinzessin Scharanay sah das alles, und mit jedem sterbenden Untertan starb auch ein Teil von ihr. Doch was konnte sie das

schon noch schrecken, da sie seit dem Beginn ihrer Regentschaft jeden Tag das Leid ihres Volkes auf sich lasten spürte? Sie, deren einzige Liebe mit dem Hauptmann Imm Zuliffer gestorben war? Es gab keine Hoffnung mehr für sie, keine Zukunft. In dem ihr Volk starb, konnte endlich auch die Tochter des Mondes sterben.

Doch da war plötzlich jemand an ihrer Seite, ein Fremder. Er ähnelte im Körperbau den E'Valentern, nur war er schlanker und größer. Aus hellen, kleinen Augen sah er sie an.

»Wer bist du?«, fragte sie ihn, und er nickte ihr zu.

»Mein Name ist Benjameen, du kennst mein Volk nicht. Liktus Boi hat mich zu Hilfe für euch gerufen. Du musst den Angriff einstellen lassen, Prinzessin, oder niemand von euch überlebt ihn. Und diejenigen, die in der Stadt zurückgeblieben sind, werden ebenfalls von den E'Valentern ausgelöscht. Ihr könnt nicht gewinnen, bitte glaube mir!«

»Schweig!«, herrschte Scharanay ihn an. »Liktus Boi, das konnte ich mir denken. Ich sagte ihm, er solle sich nicht mehr einmischen!«

»Aber er hat Recht, Prinzessin! Sieh dich um. Dort vorne sterben deine Leute zu Hunderten! Du kannst die Lebenden noch retten, wenn du sie jetzt zurückrufst. Du kannst nicht deinem ganzen Volk die Chance auf ein Leben rauben!«

Plötzlich brachen die Angreifer vor. Völlig gegen jegliche Logik überrannten sie den Wall aus Toten und griffen die E'Valenter an, die nun zurückrücken mussten. Die Ersten von ihnen starben im Kugelhagel aus den halbautomatischen Waffen der Zineda.

»Das ist nicht wahr, Prinzessin!«, rief Benjameen. »Das ist nur das, was du sehen willst! Es ist ein falscher Traum!«

Aber Scharanay hörte nicht zu. Die Zineda überrannten die Stellungen der E'Valenter und töteten die verhassten Versklaver, einen nach dem anderen und mit den einfachsten Waffen wie Messern und Knüppeln. Es war paradox und unwirklich. Benjameen, mit wachem Geist im Traum

der Prinzessin, schrie lautlos auf. Das durfte nicht sein! Scharanay bekam durch ihren Traum ein vollkommen falsches Bild von der Realität! In Wirklichkeit konnte noch kein einziger E'Valenter gestorben sein. Ihre Schutzschilder verhinderten es.

»Bitte, Prinzessin!«, flehte Benjameen in ihrem Traum. »Bitte, kehre zurück!«

»Der Sieg ist unser!«, schrie sie stattdessen. Ihre Fühler zitterten stark, und die Facettenaugen glänzten. »Siehst du das nicht? Wir werden weiterkämpfen, bis auch der letzte Besatzer gestorben ist und wir unsere Freunde aus der Mine befreien können!«

»Das dürft ihr nicht!«, rief Benjameen. »Sie sind verseucht! Sie würden euch alle anstecken!«

Aber der Traum ging schon weiter. Die Zineda hatten gesiegt. Der letzte E'Valenter lag im Sterben und wurde zu Tode gebeinigt. Und dann drangen die Einheimischen in die Mine ein, wo es keine Energieschranke mehr gab.

Der Traum der Prinzessin war zu stark gewesen, zu stark von ihrer Sicht der Dinge geprägt. Benjameen da Jacinta hatte keine Chance gehabt, ihn zu beeinflussen. Und der Mutant erkannte, dass er wieder einmal mit seiner entsetzlich nutzlos erscheinenden Paragabe nichts Konkretes ausrichten konnte...

Tess und Benjameen kehrten, nachdem sie Liktus Bois Neugier mit einigen nichts sagenden Worten befriedigt hatten, in die Micro-Jet auf dem Dach des Turms zurück. Dann trugen sie einen Transmitter ins Freie, ein gut abgeschirmtes Gerät von geringer Reichweite und Transportkapazität. Sie wollten den Flugverkehr damit reduzieren und gelangten durch den grünen Bogen aus Energie hinauf zur JEFE CLAUDRIN.

Norman begrüßte die beiden mit deutlich reduzierter Begeisterung. Der indische Klonlefant hatte es sich in Gesellschaft des Tierfreunds Harun al Kharud anscheinend bestens ergehen lassen.

»Hatten wir nicht ständigen Funkkontakt vereinbart?«, fragte der Kommandant, als die beiden Gefährten die Zentrale betreten

hatten. »Und dann kommt so eine kurze Meldung, und die Verbindung ist unterbrochen, bevor ich eine Frage stellen kann.«

»Tut uns Leid«, sagte Benjameen. »Aber pass auf! Dann, erfährst du alles.«

Und dann erzählte er die Geschichte ihrer Landung auf Zinet und die folgenden Abenteuer. Sie berichteten von Liktus Boi und der Prinzessin - und welche schreckliche Gefahr den Zineda drohte.

»Noch heute droht ein Völkermord stattzufinden«, sagte Tess engagiert. »Das müssen wir verhindern, Harun.«

»Und wie?«, fragte der Kommandant. »Was können wir für die armen Kerle tun?«

Tess und Benjamen waren erstaunt darüber, dass er so etwas wie echtes Mitgefühl zeigte. Gerade er, von dem sie keine großen Mitleidsbekundungen erwartet hatten.

Natürlich war der bevorstehende Aufstand auf Zinet nicht ihre Sache. Sie hatten Daten sammeln wollen und sonst nichts. Aber auf der anderen Seite waren sie Ter-raner, und auch in Harun al Kharuds Augen trugen sie eine moralische Verantwortung - egal wo sie sich im Kosmos befanden.

»Und wie?«, wiederholte der Kommandant.

Es war zwei Stunden nach Mittag. Liktus Boi hatte seinen Turm verlassen und sich dem Strom der Entschlossenen angeschlossen. Er konnte nicht anders. Jetzt, da es hart auf hart ging und die letzte Entscheidung bevorstand, musste er bei seinen Artgenossen sein, wider jede Vernunft.

Er erreichte den Palast eine Stunde später. Überall wimmelte es von Zineda, die Straßen um den Palast waren überfüllt von ihnen. Er, der alte Mann, musste sich geradezu einen Weg schaffen. Viele Zineda erkannten ihn auch und machten ihm freiwillig Platz.

Es war eine seltsame Mischung aus Entschlossenheit und Todesangst, die das Volk Derer von Zineda erfasst hatte. Liktus Boi spürte es ganz deutlich. Manche Mitbürger hielten ihn fest und flehten ihn an, etwas zu tun, um das große Unglück zu verhindern. Doch die weitaus meisten wa-

ren kämpferisch eingestellt und glaubten daran, dass sie die E'Valenter überrennen und besiegen könnten.

In seinen Augen war das alles der reine Wahnsinn.

Nach einer halben Stunde hatte sich Liktus Boi zu den Lastwagen vorgedrängt, die auf dem großen Platz vor dem Palast geparkt waren. Es waren mindestens fünfzig, und auf jedem fanden wenigstens zwanzig Zineda Platz. Sie waren alle schon mit Bewaffneten besetzt. Liktus Boi sah den großen Anhänger mit der Sänfte und der Prinzessin darauf, der an ein Tiergespann angekoppelt worden war. Er wollte sich zu ihr durchdrängeln, um noch einen Platz auf den Lastern zu bekommen, aber da packte ihn eine Hand von oben.

»Sieh da, du lebst also noch!«, rief Bar Tidous und lachte hässlich. »Du willst dich uns anschließen, Friedensprediger? Dann komm herauf!«

Und er zog ihn an seinem Arm in die Höhe, auf eine voll besetzte Pritsche. Einige Zineda drängten sich auf Tidous' Befehl noch enger zusammen und machten Platz für den alten Gelehrten, dem fast der Arm ausgerenkt war. Bar Tidous lachte grausam und ließ ihn los.

»Woher kommt dein Stimmungsumschwung, Friedensprediger?«, fragte er. »Du wolltest doch nicht etwa wieder zur Prinzessin?«

Liktus gab keine Antwort. Er wandte sich ab und sah zur Sänfte hinüber. Die Tiere konnten sie so schnell tragen, wie die Lastwagen fuhren. Es war also endgültig. In wenigen Minuten würde Scharanay den Aufbruchsbefehl geben. Und dann war alles nur noch eine Frage der Zeit, bis das Volk der Zineda ausgelöscht wurde.

Es war genau drei Stunden nach Mittag, als die Prinzessin das Zeichen gab. Schwere Motoren wurden angelassen, und Lastwagen setzten sich in Bewegung, angeführt von dem Zuggespann der Prinzessin, vor dem die versammelten und aufgewühlten Zineda Platz machten. Sie jubelten Scharanay zu, ebenso den Kämpfern, die sich auf den Lastwagen befanden.

Es war der Aufbruch in ein Unternehmen

ohne Wiederkehr. Und Liktus Boi war mitten darin.

Er sah noch, wie sich diejenigen, die keinen Platz mehr auf einem Lastwagen bekommen hatten, ebenfalls in Bewegung setzten, entweder in Personenkraftwagen oder zu Fuß. Die Fußtruppen würden erst am nächsten Tag bei der Mine ankommen, wenn mit Sicherheit schon alles vorbei war.

Dann war der Weg aus der Stadt frei, und die Transporter fuhren, hinter der Prinzessin, auf die Straße hinaus, die zu der Mine führte.

## 6.

### *Der Kampf um die Welt*

Sie erreichten die Mine kurz vor der Abenddämmerung. Die Prinzessin hatte sich mit ihrem Gespann etwas zurückfallen lassen und bewegte sich inzwischen in der Mitte des Konvois.

Liktus Boi beobachtete es mit Argwohn. War Scharanay plötzlich feige geworden? Hatte sie das Verderbliche ihres Tuns eingesehen?

Aber selbst wenn, es war zu spät. Die ersten Lastwagen hielten vor dem Eingang der Mine, wo die Straße eng wurde, und die anderen fuhren auf. Bewaffnete Zineda sprangen herab und gingen in Stellung. Zwei E'Valenter hielten vor dem Eingang der Mine Wache und wurden sofort beschossen.

Der Gegenschlag war fürchterlich.

Zineda-Kämpfer wurden in lodernde Fackeln verwandelt und sprangen kreischend auf, bevor sie als halb verkohlte Leichen wie in Zeitlupe niedersanken. Andere wurden gleich eingeäschert. Die meisten aber starben als halb verstümmelte Torsi und sanken auf ihre toten Artgenossen hinab.

Und das war nur den Waffen von zwei E'Valentern zu verdanken. Jetzt aber stiegen mehr von ihnen aus der Mine. Plötzlich waren es mehr als ein Dutzend, und sie feuerten ohne Unterlass.

Von hinten kam die lautsprecherverstärkte Stimme der Prinzessin, die ihre

»Soldaten« zum Kämpfen aufforderte. Sie peitschte sie ein. Sie war nicht mehr sie selbst.

Liktus Boi sah, wie die Männer aus den hinteren Lastwagen nach vorne rannten und im Feuer der Gegner starben. Er sah auch, dass Bar Tidous von seinem Wagen sprang, zusammen mit den anderen Zineda. Und er sah, wie Tidous von einem Strahl der E'Valenter erfasst und auf der Stelle getötet wurde.

Es waren die fürchterlichsten Bilder seines Lebens. Vor dem Eingang zur Mine hielten die E'Valenter ein wahres Blutgericht. Hunderte von Zineda waren bereits gestorben, verbrannt in den sonnenhellen Blitzen aus den Waffen der Wächter des Reichs Tradom.

Und plötzlich stand ein gleißend heller Strahl sekundenlang in der Luft. Das gebündelte Sonnenlicht reichte weiter als alle anderen Schüsse, die bisher abgegeben worden waren.

Liktus Boi wandte sich in Panik und mit einer schrecklichen Vorahnung um, und sein furchtbares Gefühl hatte ihn nicht getäuscht.

Es war entsetzlich und für ihn nicht fassbar. Aber seine Augen trogen ihn nicht. Er sah seine verehrte und geliebte Prinzessin Scharanay in ihrer Sänfte in Flammen stehen!

Die Tochter des Mondes hatte sich in eine Fackel verwandelt, die gegen den sich langsam verdunkelnden Abendhimmel einen Moment langsam schwankte, dann aber wie in Zeitlupe aus der ebenfalls brennenden, zerfallenden Sänfte kippte.

Es war wie ein Zeichen für die Zineda, die noch nicht gefallen waren. Aus ihrer Verzweiflung wurde Hass auf die E'Valenter, die ihre Regentin getötet hatten. Auch Liktus Boi spürte es. Scharanay kaltblütig ermordet! Hilflose Wut übernahm die Kontrolle über Boi. Alles in ihm schrie nach Rache, und er verlor seinen klaren Verstand, genau wie die anderen.

Der alte Gelehrte kletterte von der Pritsche herunter und wurde von den Rasenden mitgerissen. Er besaß keine Waffe, aber daran dachte er in diesen Augenbli-

cken gar nicht. Immer weiter wurde er nach vorn gespült, bis er den Wall der Toten erreicht hatte.

Liktus Boi sah ein Gewehr und hob es auf. Demjenigen, der es besessen hatte, nützte es nichts mehr.

Ein mit einem Messer bewaffneter Zineda erkannte ihn und half ihm, auf den Wall zu klettern. Liktus Boi hatte schon einmal hier gestanden, am Vortag erst, aber jenes Massaker deshalb überlebt, weil er unbewaffnet gewesen war. Jetzt stand er auf dem Wall und zielte unbeholfen auf den erstbesten E'Valenter. Er konnte sich mit den halbautomatischen Gewehren nur in der Theorie aus und wusste, dass sein erster Schuss wahrscheinlich sein Todesurteil bedeutete.

Aber neben und hinter ihm schrien und feuerten die Zineda, und Liktus Boi wurde von der allgemeinen Raserei endgültig angesteckt. Überall fielen Zineda, verbrannten in den schrecklichen Strahlen der E'Valenter.

Boi zog den Abzug durch und feuerte selbst. Er wusste, dass er damit keinem der Besatzer gefährlich werden konnte, aber er musste es tun! Es war Wahnsinn, aber er konnte sich nicht dagegenstemmen. Immer wieder sah er das schreckliche Bild, als die Prinzessin in Flammen aus ihrer Sänfte kippte und für immer verstummte.

Der Mann links neben ihm, jener, der ihm geholfen hatte, verbrannte in einem Strahl. Liktus Boi ließ sich instinktiv zu Boden fallen. Der Strahl wanderte über ihn hinweg. Boi wartete auf den Tod und sprang wieder auf, doch da geschah etwas, mit dem niemand gerechnet hatte.

Plötzlich schossen mitten aus der Luft Strahlen von einer anderen, blasseren. Farbe. Zwei E'Valenter wurden getroffen. Um sie herum stand für einen Augenblick eine leuchtende Sphäre. Dann erlosch sie, und die beiden Wächter des Reichs brachen leblos zusammen.

Liktus Boi registrierte nur am Rande, dass die E'Valenter aufhörten, auf die Zineda zu schießen. Stattdessen feuerten sie in die Luft, dorthin, von wo die Strahlen kamen.

Es müssen Unsichtbare sein!, dachte der alte Gelehrte voller plötzlicher Hoffnung. Unsichtbare wie Tess und Ben!

Und das war es! Die beiden waren zurück, mit der Verstärkung, von der sie gesprochen hatten! Nur so konnte es sein!

Aus dem Nichts klang eine Lautsprecherstimme auf. Die E'Valenter wurden aufgefordert, sich zu ergeben, aber sie reagierten nicht darauf, schossen nur noch wütender.

Die E'Valenter bellten und brüllten abgehackt. Drei weitere von ihnen starben. Die anderen ließen ihre Strahlen in den Himmel wandern. Liktus Boi konnte hin und wieder in ihrem Brennpunkt auftauchende Schemen sehen; die mitten in der Luft hingen, als wären sie schwerelos. Die Schemen schienen in Flammen zu stehen, verschwanden aber sofort wieder, wenn die Energiestrahlen der E'Valenter sie verloren.

Die Schemen am Himmel besaßen die Gestalt von Terranern. Es stimmte also!

Die Terraner waren gekommen, um dem Volk Derer von Zineda zu helfen! Und noch war es nicht zu spät. Viele Hundert waren gefallen, aber die anderen durften leben!

Der unwirkliche, für Liktus Boi nicht mehr überschaubare Kampf dauerte jetzt schon zwei Minuten. Einige E'Valenter drangen aus dem Eingang der Mine, wo die Energiebarriere längst erloschen war. Sie griffen sofort in den Kampf ein und starben, bevor ihnen selbst auch nur ein einziger Abschuss gelang. Jetzt lebten nur noch sechs E'Valenter, noch fünf.

Der viertletzte fiel, aber auch dann dachten die drei übrig gebliebenen nicht daran, aufzugeben. Sie ergriffen auch nicht die Flucht in die Mine, sondern standen da und feuerten ihre wirkungslosen Strahlen in den dunklen Himmel.

Erst dann war alles vorbei. Um Liktus Boi herum brach unbeschreiblicher Jubel aus, als der letzte Versklaver fiel.

Über den Köpfen der Zineda schälten sich die Gestalten von dreißig Terranern aus der Luft. Sie landeten auf dem Gelände vor der Mine und klappten ihre durchsich-

tigen Helme zurück.

Liktus Boi erkannte, obwohl sie alle einander ähnelten, sofort Ben und Tess. So hatte er sie immer genannt, weil ihm ihre vollen Namen zu kompliziert waren.

Tess hob eine Hand. Die Zineda verstummten, um zu hören, was sie zu sagen hatte.

»Der Kampf ist vorbei!«, rief die Terranerin. »Kehrt heim in eure Stadt! Morgen werden wir vor dem Palast mit euch über eure Zukunft sprechen. Nehmt eure Verwundeten und bringt sie auf die Fahrzeuge! Und vergreift euch nicht an den toten E'Valentern! Wir werden sie bestatten.«

»Und wenn noch welche in der Mine sind?«, rief Liktus.

Tess schüttelte den Kopf. »Wir haben sie gezählt, es sind genau zwanzig. Nein, mein alter Freund. Von den E'Valentern lebt keiner mehr...«

Die dreißig Terraner flogen mit ihren Gravo-Paks zum Turm der Weisen zurück und begaben sich per Transmitter in die JEFE CLAUDRIN. Tess und Benjameen gingen sofort zur Zentrale, um ihren Bericht zu erstatten.

Nachdem dies geschehen war, herrschte für einen langen Augenblick Schweigen. Harun al Kharud zwirbelte an seinem Bart und strich mit der anderen Hand Norman über den Rücken, was dieser dankbar mit einer »Umarmung« seines Rüssels quittierte.

»Den Zineda haben wir geholfen«, sagte der Kommandant schließlich. »Obwohl es besser gewesen wäre, wenn ihr einige Minuten früher an Ort und Stelle gewesen wärt. Dann hätte es vielleicht nicht diese schrecklichen Opfer unter der Bevölkerung des Planeten gegeben. Aber ich weiß, ihr habt euch beeilt und das Allerschlimmste verhindert, nämlich den Sieg der E'Valenter und die zwangsläufig folgende Auslösung allen Lebens in der Stadt.«

»Wir hätten die E'Valenter gerne gefangen genommen«, sagte Tess. »Aber Paralysatoren versagten bei ihnen; und wenn wir ihre Schirme zerstörten, töteten wir sie damit gleich. So mussten wir alle

töten.«

»Wir haben die Mine betreten und alle Sklaven hinausgeführt«, fügte Benjameen hinzu. »Sie befinden sich in einem nahe gelegenen Tal, das wir mit Energiezäunen abgesichert haben. Einige sind dem Tod sehr nahe, aber wir vertrauen auf unsere Mediker. Wie weit sind sie mit der Untersuchung der von Tess mitgebrachten Gewebeproben?«

»Es gibt ein Problem«, sagte al Kharud, befreite sich aus Normans Umklammerung und stand auf. Mit hinter dem Rücken verschränkten Armen ging er einige Schritte und kehrte seufzend zu den beiden Gefährten zurück.

»Hört zu«, sagte er. »Wir stecken in ernsten Schwierigkeiten. Wir haben in die internen Vorgänge des Planeten Zinet eingegriffen. Wir haben die E'Valenter aus der Mine abgeschossen, bevor diese ihren Völkermord an den Zineda begehen konnten. Ich weiß, wir haben darüber diskutiert, aber auf moralischer Ebene. Jetzt müssen wir die entscheidenden Konsequenzen der ganzen Sache tragen.«

»Du meinst die Reaktion des Reiches«, sagte Benjameen leise. »Darauf habe ich schon nach...«

»Nicht schlecht gedacht«, unterbrach ihn der Kommandant. »Ihr habt selbst gesagt, dass in zwei Tagen von einem Objekt namens COLLECT 90.40 eine Ladung Goldnerz aus der Mine abgeholt werden soll. Gehen wir jetzt davon aus, dass andere E'Valenter oder andere Diener des Reichs mit COLLECT 90.40 nach Zinet und zur Mine kommen. Die Spuren des Kampfes sind überall. Sie lassen sich nicht so einfach beseitigen. Wie aber lässt sich angesichts des offensichtlich gewaltsamen Todes der E'Valenter eine Untersuchung nicht nur der Mine, sondern auch ihrer Umgebung vermeiden? Man wird aus den Einschlägen eurer Thermowaffen auf ebendiese Waffen Rückschlüsse ziehen können, und die Zineda besitzen keine Strahler.«

Er setzte sich wieder, worauf Norman nur gewartet hatte. Aber der Kommandant hatte jetzt keine Zeit für ihn. »Später, Norman, geh jetzt fort, kusch!«

»Du siehst das Problem«, sagte Tess, »dass unter diesen Umständen sehr schnell entdeckt wird, dass eine fremde Macht in Tradom eingegriffen hat?«

»Exakt. Und zu diesem Zeitpunkt ist das zu früh. Wir sollten keine Spuren hinterlassen. Ich glaube nicht, dass dies in Rhodans Sinn wäre.«

»Ich verstehe«, sagte Tess gedehnt und fuhr sich durch das schwarze Haar. Sie nickte langsam. »Ich habe aber über einen anderen Aspekt nachgedacht.«

»Über welchen denn?«, wollte Benjameen wissen.

Tess beugte sich vor. Ihr Blick war auf Norman gerichtet. »Unsere ganze Aktion hatte keinen Sinn, wenn die E'Valenter nach unserer Abreise wiederkämen und die Mine neu in Besitz nähmen. Und das würden sie spätestens dann tun, wenn die übernächste Erzlieferung ausbliebe - ob Untersuchung oder nicht.«

»Schön«, meinte Benjameen. »Also was tun wir? Du hast einen Plan. Ich kenne diesen Blick.«

Tess Qumisha lächelte und warf ihm eine Kusshand zu.

»Hört zu turteln auf und raus mit der Sprache!«, verlangte Harun al Kharud. »Später ist Zeit für eure Spaß.«

»Na schön«, sagte Tess und wurde ernst. »Hört zu...«

Am anderen Tag kehrten Tess und Benjameen durch den Transmitter nach

Zineda zurück. Bald darauf saßen sie im Turm Liktus Boi gegenüber.

»Ihr habt Glück, mich noch anzutreffen«, sagte der alte Gelehrte. »Ich war eigentlich auf dem Weg in die Stadt, zum Palast, wo mein Volk seit Stunden auf die Rückkehr seiner Befreier wartet.«

»Sie müssen sich noch ein wenig gedulden«, sagte Tess.

»Weshalb?«, fragte Boi. »Ist es wegen der Sklaven? Der Erkrankten?«

»Einerseits ja. Wir haben noch kein Mittel gegen die Epidemie. So lange müssen sie in dem abgesperrten Tal bleiben. Es kann sich aber nur um Stunden handeln, dann werden wir ein Medikament haben. Ihr könnt es sogar den Gesunden verabrei-

chen, damit sich die Pilzseuche nicht über die Stadt ausbreitet.«

»Das hört sich gut an«, sagte der alte Zineda. »Und was ist der andere Grund?«

Benjameen erklärte es ihm. »Es wäre nicht gut, wenn die E'Valenter begriffen, was wirklich bei der Mine geschehen ist. Deshalb haben wir uns etwas überlegt. Das heißt, Tess hat es getan.«

»Von wem die Idee kam, ist doch wirklich nebensächlich, Ben«, sagte die Ex-Mutantin.

»Ehre, wem Ehre gebührt. Also, Tess hat vorgeschlagen, ein Unglück vorzutäuschen. Und sie hat Recht, das ist unsere einzige Chance.«

»Was für ein Unglück?«, fragte Boi verständnislos..

Tess holte tief Luft und begann: »Angenommen, in der Mine hätte sich eine große Menge Grubengas in einer Explosion entzündet - im ungünstigsten, aber wahrscheinlichen Fall wäre der billige Energiespender aus der Unterkunft der E'Valenter gleich mit in die Luft geflogen. Die Mine wäre demnach vollständig vernichtet worden.«

»Seid ihr sicher?«, fragte der alte Gelehrte.

»Wir haben diesen Fall vom Syntron - einem hochmodernen Rechengehirn, Liktus - unseres Raumschiffes durchrechnen lassen. Innerhalb weniger Minuten stand uns eine virtuelle Simulation zur Verfügung. Danach könnte mit wenigen Sprengladungen, in der Mine gezielt untergebracht, ein praktisch identisches Ergebnis erzielt werden. Also eines, das genau wie die Explosion des Energiespenders aussieht.«

»Ich verstehe nicht alle deiner Worte, Tess«, sagte der Gelehrte langsam, »aber ich versuche es. Ja, ich habe ein Bild vor Augen ...«

»Fein«, sagte Benjameen. »Dann werden wir es so machen. Die Sprengsätze haben wir schon mitgebracht, wir werden sie gleich deponieren. Aber zuvor noch etwas anderes, Liktus. Weißt du, wie viele Zineda bei dem Kampf um eure Freiheit umgekommen sind?«

»Ich hoffte, beim Palast mehr darüber zu erfahren«, antwortete Boi. »Ich habe die ganze Nacht hier im Turm verbracht und wollte gerade...«

»Du warst auf dem Weg zum Palast«, unterbrach ihn Tess. »Und dahin werden wir dich bringen, wenn du willst. Bist du schon einmal geflogen?«

»Natürlich nicht«, sagte Liktus Boi. »Wie denn?«

»Dumme Frage«, musste Tess eingestehen. »Wir werden es dir zeigen.«

Sie traten aus dem Turm, in dem für sie ein Fenster offen blieb, und nahmen den unsicheren alten Gelehrten zwischen sich. Dann hoben sie mit Hilfe ihrer Gravo-Paks ab und flogen mit ihm in Richtung Stadtmitte.

Liktus Boi zitterte zuerst, aber dann gewann er zusehends an Sicherheit. Als sie ihn wenige Minuten später vor dem Palast absetzten, bedankte er sich sogar für das großartige Erlebnis.

Von den schon lange auf dem großen Platz versammelten Zineda stürmisch jubelt, stiegen die beiden Raumfahrer wieder in die Luft. Sie flogen zur Micro-Jet auf dem Turm der Weisen, wo sie die Sprengladungen verstaut hatten.

Benjameen und Tess schnitten die Ranken der Kriechgewächse ab, die schon die Jet erreicht hatten, holten die Sprengladungen heraus und befestigten sie mit Schlauflächen an ihren Kampfanzügen. Dann stiegen sie wieder auf und nahmen Kurs auf die Mine von Eyschant.

Sie unterhielten sich nicht mehr. Der Flugwind rüttelte an ihrem Haar.

Sie sahen das Land unter sich vorüberziehen, die Straße, die Hügel. Das alles erschien ihnen vertraut, so als wären sie schon viele Tage auf dieser geknechteten Welt gewesen. Hier und da standen Lastwagen, die auf dem Weg zurück zur Stadt den Geist aufgegeben hatten. Daneben lagen unbestattete Leichen. Es war trostlos.

Schließlich erreichten sie die Mine mit dem furchtbaren Wall aus gefallenen Zineda vor ihrem Eingang und der Baracke. Sie überflogen sie und fanden in dem Gebirgstal oberhalb der Mine die riesige

Schüssel mit dem Golderz darin vor. Sie hatte beim Gefecht also keinen Schaden durch einen verirrten Schuss genommen.

»Komm jetzt!«, rief Tess Benjameen zu. »Beginnen wir mit der Verminung!«

Sie kehrten um und landeten vor dem Mineneingang. Die Barriere hatte sich nicht wieder aufgebaut. Sie flogen in die Schächte ein, die sie aus ihrer Erinnerung her kannten, und deponierten die Sprengsätze an den vorausberechneten Stellen. Den letzten hoben sie sich für die »Wachstube« der E'Valenter auf.

Die Tür stand auf. Nochmals drangen die beiden Gefährten ein und fanden nichts als leere Sitzgelegenheiten vor. Der Restverdacht, der eine oder andere Wächter könnte hier unten doch überlebt haben, wurde so zerstreut.

Benjameen schwieb vor den Monitoren. Die Anzeigen der Grubengaskonzentration waren noch im akzeptablen Bereich. Es bestand also keine Gefahr - noch nicht!

Tess legte den letzten Sprengsatz ab und winkte Benjameen. Der junge Arkonide verstand und nickte.

Sie flogen aus der Mine heraus, benutzten dabei den Paternoster-Aufzugschacht, der stillstand. Innerhalb von zwei Minuten waren sie im Freien. Beide wussten, worum es ging. Sie hatten nichts mehr zu verlieren, und in der Mine gab es keine Sklaven mehr, die sie hätten umbringen können.

»Komm jetzt, Ben!«, rief Tess Qumisha. »Ab durch die Mitte!«

Sie hoben ab und flogen davon. Als der Abstand zur Mine groß genug war, zündete Tess die Sprengladungen.

## 7. *Der Plan*

Das Bergmassiv erzitterte unter einer gigantisch scheinenden Explosion. Noch bevor sie die Druckwelle erreichte, konnten Tess und Benjameen sehen, wie sich ganze Höhenzüge verschoben und eine riesige Staubwolke gen Himmel stieg. Sie erreichte schnell Hunderte von Metern.

Die Druckwelle konnte den beiden Partnern nichts mehr anhaben, dazu waren sie bereits zu weit entfernt. Sie warteten sie ab und wendeten dann, um sich davon zu überzeugen, was sie mit ihrer Aktion erreicht hatten.

Es dauerte eine Stunde, bis sich der Staub gelegt hatte. Die Mine von Eyschant war wieder zur Ruhe gekommen. Tess und Benjameen überflogen sie mit geschlossenen Helmen.

»Soweit ich das sehe«, funkte Benjameen, »sind sämtliche Spuren des Kampfes beseitigt oder verschüttet. Selbst der Wall von verbrannten Leibern ist unter dem zentimeterdicken Staub verschwunden. Die toten Zineda haben ihr Grab gefunden.«

»Lass uns nach der Schale mit dem Golderz sehen!«, forderte Tess.

Sie stiegen wieder höher und fanden die Schale, deren Entleerung sie für den kommenden Tag erwarteten, zwar von Staub bedeckt, aber unversehrt vor.

»Fliegen wir jetzt zu den wartenden Zineda?«, fragte Benjameen.

Tess ließ sich mit der Antwort Zeit. Offenbar war sie sich selbst nicht schlüssig.

»Nein, Ben«, funkte sie dann. »Ich möchte ihnen mit einem guten Ergebnis gegenüberstehen - wegen der Epidemie. Besser sehen wir noch nach den in Quarantäne gestellten Insektoiden!«

Sie erreichten das Nebental. Innerhalb der durch einfache Generatoren erzeugten Energiezäune saßen, lagen oder standen die befreiten Minensklaven, fast dreihundert an der Zahl.

Tess und Benjamen landeten innerhalb der Absperrungen und vor einem Zineda, den sie als Aufseher bestellt hatten. Er trug ein rotes Tuch um den rechten Arm - genauso wie der erste Tote, den sie in der Mine gefunden hatten.

»Wie sieht es aus, Bellowan?«, fragte Benjameen. »Gibt es neue Todesfälle?«

»Nein«, sagte der Aufseher. »Meine Leute halten sich tapfer. Das Gefühl der Freiheit ist die beste Medizin.«

»Aber das wird nicht lange so sein«, widersprach Tess. »Wir arbeiten daran, Bel-

lowan. Wir werden euch helfen.«

»Das habt ihr schon getan«, sagte der Zineda. »Ihr habt uns unsere Freiheit wieder gegeben.«

»Das war für uns selbstverständlich«, beteuerte Benjameen. »Und wir werden euch nicht im Stich lassen.«

In diesem Moment starb einer der Zineda. Es war ganz in der Nähe. Tess und Benjameen sahen hilflos zu, wie er sein Leben aushauchte, über und über mit den weißen Pilzflecken bedeckt.

»Zurück!«, zirpte Bellowan. »Zurück mit euch!«

Aber die pilzbedeckten Zineda, die wie eine Mauer auf den Arkoniden und die Terranerin zukamen, die Hände flehentlich vorgestreckt, hörten nicht. Sie kamen näher, immer näher...

»Wir bringen Hilfe, sobald wir können!«, rief Tess und gab Benjameen ein Zeichen.

Im nächsten Moment hoben die beiden Menschen vom Boden ab. Fliegend verließen sie den Ort des Grauens.

Auf direktem Weg flogen sie dem Turm der Weisen entgegen und landeten auf seinem Dach. Diesmal versuchten sie gar nicht erst, Liktus Boi zu treffen, sie vermuteten ihn ohnehin noch beim Palast.

Stattdessen begaben sie sich direkt in die JEFE CLAUDRIN zurück.

»Wir haben einen Plan«, sagte Tess Quimisha, nachdem sie sich mit Benjameen in ihrer Kabine frisch gemacht hatte. Harun al Kharud hörte ihr aufmerksam zu.

»Wir haben unsere Spuren verwischen können«, berichtete die ehemalige Telepathin. »Kein E'Valenter wird mehr feststellen können, was bei der Mine geschehen ist. Das heißt, falls ein oder mehrere E'Valenter mit 90.40.30 kommen.«

»Das ist gut«, lobte der Kommandant. »Und weiter?«

»Wir dachten uns«, fuhr Tess fort, »dass wir gerne wissen möchten, wohin das Erz gebracht wird. Es gibt ja auch die Frage, was sich hinter der geheimnisvollen Bezeichnung COLLECT 90.40 verbirgt.«

»Richtig«, sagte al Kharud lauernd.

»Wir haben uns gedacht«, sprach nun

Benjameen weiter, »dass wir beide uns in dem Erz quasi eingraben und darauf warten, was geschieht. Wir werden hoffentlich unbemerkt abtransportiert werden - aber wohin? Natürlich müssten wir in Funkkontakt bleiben.«

»Das habt ihr mir schon einmal versprochen«, sagte der Kommandant, »mit dem bekannten Ergebnis. Aber ganz davon abgesehen, halte ich die Idee für gut. Wenn das Unternehmen so ablaufen sollte, müssen euch einige unserer besten Kämpfer begleiten.«

»Zwei«, zeigte Tess mit den Fingern. »Höchstens zwei.«

»Also gut«, seufzte al Kharud. »Ich gebe euch grünes Licht.«

»Und wer soll auf uns aufpassen?«, fragte Benjameen provozierend.

»Zwei Ertruser«, antwortete der Kommandant. »Wie gesagt, zwei unserer besten Kämpfer...«

Eine gute Nachricht hätte al Kharud am Ende noch für Tess und Benjameen: Den Medikern der JEFE CLAUDRIN war es gelungen, ein Serum herzustellen, das zwar die einmal Befallenen nicht vor den Pilzen retten, aber eine Infektion verhindern konnte.

Es wurde unter starkem Zeitdruck in großen Mengen produziert. Als die beiden Gefährten wieder nach Zineda zurückkehrten, brachten sie vier große Kanister mit, die sie in den Turm der Weisen schafften, in Liktus Bois Studierzimmer.

Danach flogen sie zum Palast und landeten auf den Stufen, neben Liktus Boi, der gerade zu den versammelten Zineda sprach. Der alte Gelehrte verstummte, als er Tess und Benjameen neben sich sah. Wieder brandete Jubel auf.

Benjameen wartete, bis die Menge sich beruhigt hatte. Dann berichtete er von der Zerstörung der Mine. Er sprach den Planetariern Mut zu, dass die E'Valenter nicht wieder zurückkommen würden.

Tess überließ er es, die gute Kunde vom Serum zu bringen, das im Turm der Weisen für alle Zineda zur Verfügung stand. Ein kleiner Schluck genügte, und das sollte für alle Stadtbewohner reichen.

»Die Ersten, die das Serum zu sich nehmen, sollen sich um die Erkrankten aus der Mine kümmern und ihr schreckliches Los erleichtern. Sie werden sterben, aber bis dahin müssen sie betreut werden. Wir können das nicht mehr für euch tun und verlassen uns auf euch.«

»Das könnt ihr!«, bestätigte der Gelehrte begeistert. »Wie können wir euch jemals danken?«

»Es gibt nichts zu danken. Wählt euch einen neuen, guten Regenten oder eine Regentin und lebt in Frieden«, sagte Benjameen. »Wir müssen euch jetzt leider verlassen.«

»Bleibt!«, schrie jemand aus der Menge. »Wir können so viel von euch lernen!«

»Es geht nicht!«, rief Tess. »Bitte versteht das!«

Es dauerte noch eine halbe Stunde, bis sie von den Zineda endlich loskamen. Sie verabschiedeten sich von Liktus Boi und hoben von den Treppenstufen ab.

Dann flogen sie zur Mine, wo vier Männer damit beschäftigt waren, in der riesigen Schale mit dem Golderz Verstecke für sie und die beiden Ertruser anzulegen. Sie brauchten morgen nur hineinzusteigen und sich mit Erz zu bedecken.

Wer auch immer das Erz abholte, wohin die Ware auch transportiert wurde, sie würden den Weg in einem riskanten Undercover-Einsatz mitmachen — gekleidet in die besten Raumanzüge, die an Bord der JEFE CLAUDRIN verfügbar waren.

Der Tag ging vorbei. Am Abend kehrten Tess und Benjameen mit den Spezialisten zum Turm der Weisen zurück und strahlten mit dem Gerät der Micro-Jet ein vereinbartes Funksignal ab.

Minuten später materialisierten die beiden Ertruser im Transmitter. Sie hießen Filk Zimber und Keyzer Han und begrüßten Tess und Benjameen mit einem Handschlag, der ihnen fast die Knochen zerdrückte.

»Wir werden hier auf dem Turm übernachten und morgen in die präparierten Verstecke in der Schale steigen«, schlug Benjameen vor. Er wandte sich an die Spezialisten. »Ihr steigt in die Jet, nachdem

wir den Transmitter verladen haben. Dann kehrt ihr zur JEFE CLAUDRIN zurück. Wir danken euch für eure Arbeit.«

»Keine Ursache«, bekam er zur Antwort. »Hoffentlich müsst ihr in euren Verstecken nicht allzu lange warten. Wir wünschen euch viel Glück.«

Benjameen nickte und half mit, den Transmitter an Bord der Micro-Jet zu bringen. Dann wurden die Luken geschlossen, und die vier Spezialisten starteten in den bereits wieder dunklen Himmel.

»Wir sollten schlafen«, sagte Tess. »Wer weiß, was uns morgen erwartet.«

Die beiden Ertruser nickten, und sie alle legten sich flach auf das Dach. Aber den Schlaf, den sie sich wünschten, fanden sie kaum. Ihre Gedanken drehten sich um COLLECT 90.40 und um das Geheimnis, das sich hinter der ominösen Bezeichnung verbarg.

Die Stunden bis zum Anbruch des neuen Tages vergingen qualvoll langsam. Die LE-KR-44, das wussten Benjameen und seine Begleiter, befand sich jetzt im Orterschutz der Sonne. Als es endlich dämmerte, gab der Arkonide den anderen das Zeichen.

»Wir haben lange genug gewartet, und wir werden weiter warten müssen. Nur sollten wir uns dann in unseren Verstecken in der Schüssel aufhalten.«

»Du sprichst mir aus der Seele«, sagte Filk Zimber. »Wenn es nach uns gegangen wäre, würden wir sowieso schon in den Löchern stecken.«

»Eingeklemmt wie eine Ölsardine?«, meinte Tess. »Nein, danke. Dann lieber doch eine letzte Nacht in Freiheit, wo man wenigstens die Glieder ausstrecken konnte.«

»Eine letzte Nacht?«, fragte Keyzer Han. »Mal nicht den Teufel an die Wand!«

Tess hob die Schultern. »Keine Sorge. Daran habe ich nun wirklich nicht gedacht.«

»Dann lasst uns fliegen«, sagte Benjameen.

Gemeinsam hoben sie vom Dach des Turms ab. Es war ungewöhnlich kühl. Die Straßen waren noch leer. Dennoch verzich-

teten die vier Menschen nicht auf ihre Deflektoren. Erst als die Stadt weit hinter ihnen lag, schalteten sie die Schirme aus.

Benjameens heimliche Sorge, die Erzschüssel könne aufgrund eines logistischen Fehlers schon vorher abgeholt worden sein, erwies sich zum Glück als unbegründet. Die riesige Schale stand noch an Ort und Stelle. Die vier Verstecke waren deutlich zu sehen.

»Nehmt ihr schon einmal eure Plätze ein!«, rief er den Gefährten zu. »Ich habe noch etwas zu erledigen und bin gleich zurück!«

Tess sah ihn fragend an. Dann nickte sie. Sie verstand.

Benjameen flog hinüber ins Seitental, in das die Minensklaven gebracht worden waren. Auch hier hatte der Berg gebebt, aber es war zu keinen Felsrutschen und Spaltenbildungen gekommen, wie er schon festgestellt hatte. Sogar die dunkle Öffnung im Fels, die er beim ersten Besuch hier entdeckt hatte, klaffte noch auf. Sie war nicht verschüttet worden.

Die meisten Kranken schliefen noch, als der Zeroträumer landete. Es war ihm nur recht. Bellowan, der Mann mit der roten Binde, war wach und kam zu ihm.

»Bringst du uns Neuigkeiten?«, fragte er.

»Leider keine guten, Bellowan. Es ist uns gelungen, ein Serum zu entwickeln, jedoch leider nur für die Gesunden. Euch, die ihr schon infiziert seid, können wir nicht mehr helfen. Es tut mir sehr Leid.«

Der Insektoid schwieg einen Augenblick. Seine Fühler zitterten. Dann nickte er, fast wie ein Mensch.

»Ich wusste es«, sagte er. »Mach dir deshalb keine Sorgen. Wir werden sterben, aber in Freiheit.«

»Es gibt etwas, das ich von euch möchte«, wechselte Benjameen das Thema. »Deshalb bin ich noch einmal zurückgekommen.«

»Wir tun dir jeden Gefallen, wenn wir können«, antwortete Bellowan. »Inzwischen sind wieder vier von uns gestorben. Aber die Lebenden stehen zu eurer Verfügung.«

Benjameen versuchte, das fremdartige

Gesicht zu deuten. Dann zeigte er zu der Höhlenöffnung hinüber.

»Ich möchte, dass ihr euch dort hineinbegebt, so viele wie nur möglich. Es werden Fremde vom Himmel kommen, vielleicht E'Valenter, und sie dürfen euch auf keinen Fall entdecken. Verstehst du mich?«

»Ja«, sagte Bellowan. »Ich glaube, schon. Wie lange sollen wir uns verstecken?«

»Den ganzen Tag, bis zur Dunkelheit. Dann müsste die Schüssel geholt worden sein.«

»Wenn die Höhle für alle groß genug ist, werden wir natürlich alle hineingehen.«

Der Arkonide hob ab und flog auf den Eingang zu. Dann drang er in den Leerraum ein und leuchtete ihn aus. Als er zu Bellowan zurückkam, nickte er erleichtert.

»Ihr habt bequem Platz darin«, sagte er. »Habt ihr noch zu essen und trinken?«

Wann kommt der nächste Versorgungswagen?«

»Nicht heute«, wurde er beruhigt. »Wir haben noch genug von allem.«

Benjameen atmete auf. Dann verabschiedete er sich und flog zurück zu der Schale.

Er hockte in seinem Versteck und hatte eine präparierte »Decke« aus verfestigtem Golderz über sich gelegt, wie die anderen auch. Sie befanden sich in verschiedenen Kammern und konnten sich nur über Helmfunk verständigen. Die Helme ihrer Monturen waren allesamt geschlossen.

Lange mussten sie warten. Benjameen sprach mit Tess, um das Gefühl zu haben, nicht allein zu sein, und um sich die Zeit zu vertreiben. Die Enge in dem Versteck war bedrückend. Benjameen wünschte sich, dass die Unbekannten bald kämen und die Schale aufnahmen.

90.40.30...

COLLECT 90.40...

Die Zahlen stimmten überein. Was war 90.40.30? Ein Subsystem von COLLECT 90.40? Es erschien logisch.

Insgesamt sechs Stunden mussten sie warten. Dann kam es endlich zum erwarteten Ereignis. Benjameen, Tess und

die zwei Ertruser empfingen einen Warnimpuls aus der LE-KR-44.

»Jetzt wird es ernst, Leute«, sagte Tess. »Ab jetzt sprechen wir nicht mehr miteinander und fahren die Anlagen unserer Anzüge herunter, soweit es möglich ist.«

»Dann herrscht ab jetzt Funkstille«, fügte Benjameen hinzu.

Die beiden Ertruser sendeten noch ihr »Einverstanden«, und dann war tatsächlich Ruhe.

Vor sich hatte Benjameen - wie auch die anderen - eine periskopartige Vorrichtung. Ein Rohr reichte durch die »Decke« ihres Verstecks, mit einer Linse über dem Erz. Unten, vor Benjameens Augen, befand sich ein Zwillingsokular. So konnte er sehen, was »draußen« geschah, ohne selbst entdeckt zu werden.

Aus dem Himmel fielen ein Dutzend kleine Gleiter, wie er beobachten konnte, und senkten sich auf das Minengebiet herab. Sie sendeten Funksignale in Anguila-Klartext, die an den E'Val Goriz gerichtet waren. Wer immer sich in den Gleitern befand, Benjameen, Tess und die Ertruser hörten ihren Funkverkehr ohne Probleme ab.

Eine halbe Stunde verstrich in höchster Anspannung. Die Gleiterbesatzungen untersuchten oberflächlich die zerstörte Mine. Benjameen dachte voller Sorge an die kranken Zineda und hoffte inbrünstig, dass sie in ihrem Versteck blieben. Eine Entdeckung wäre katastrophal gewesen.

Obwohl temperiert, wurde es ihm warm im Raumanzug, aber das kam von innen. Er schwitzte. Die Gleiter waren zum Teil gelandet, während der Rest immer noch über dem Minengelände kreiste.

Und dann, endlich, empfing Benjameen den Funkspruch, auf den sie alle gewartet hatten.

»Es ist im Bergwerk anscheinend zu einem Unglück gekommen, mit großen Mengen Grubengas und der Explosion des Reaktors«, übersetzte sein Translator. »Die Mine ist völlig verschüttet. Von den E'Valentern ist wahrscheinlich keiner mehr am Leben, auch nicht von den Eingeborenen.«

Benjameen hätte jubeln können. Ihr Plan

hatte so weit geklappt! Wer immer in den Gleitern saß, hatte sich irreführen lassen, so, wie es von den Terranern und ihm gewollt gewesen war. Es war nur schade, dass er dieses Triumphgefühl nicht mit den anderen teilen konnte.

Der Arkonide konzentrierte sich wieder auf die Gleiter. Diejenigen, die gelandet waren, stiegen wieder auf. Ihre Beobachtungstätigkeit konzentrierte sich nun auf die sechzig Meter durchmessende Schale, in ihren Funksprüchen immer wieder als COLLECT 90.40.30 bezeichnet.

COLLECT 90.40.30 war anscheinend intakt, die Ladung konnte planmäßig geborgen werden. Diese Feststellung wurde kurz darauf mit erhöhter Sendestärke in den Orbit hinaufgesendet.

Benjameen hielt den Atem an. Was kam jetzt? Das Abholkommando?

Er, Tess und die Ertruser brauchten nicht lange zu warten. Dann sahen sie aus dem Himmel einen Körper sinken. Es handelte sich um einen grob faustförmigen Klotz von geschätzt vierzig Metern Durchmesser. Da Jacinta fühlte sich an eine verkleinerte Posbi-Box erinnert.

Die schwebende »Faust« verhielt über der Schale, dann legte sich über die Schüssel ein konventioneller, nicht sonderlich starker Prallschirm, der die gesamte Ladung in der Schale einschloss - und damit die vier Versteckten.

Es ging sehr schnell weiter. Jetzt gab es kein Zurück mehr.

Die Schale wurde von Traktorstrahlen sacht angehoben, mitsamt Ladung bis in rund hundert Meter Höhe manövriert, und dann dockte der faustförmige Körper an den schwer dimensionierten Halterungen der Schale an.

Beide gehörten konstruktionsbedingt zusammen, erkannte Benjameen. Sie verbanden sich zu einer funktionstüchtigen Einheit.

Die Frachtschale und ihre »Lokomotive« starteten mit moderaten Beschleunigungswerten Richtung Orbit. Aus dem faustförmigen Körper wirkte ein Andruckabsorberfeld auf die Schale 90.40.30. Benjameen wagte es nicht, die Aktivtaster

seines Anzugs einzusetzen, und er hoffte, dass seine Gefährten ebenso vorsichtig waren.

Doch sie mussten nicht lange warten. Aus dem Dunkel des Weltraums schälte sich schemenhaft ein Körper von ungeheurer Größe.

Benjameen da Jacinta hatte das Gefühl, das Herz müsse ihm hinter der Brustplatte stehen bleiben.

Er wollte nach Tess rufen, aber da war nichts. Sie waren energetisch wie tot, ausgeliefert dem, was da an Gewaltigem auf sie zukam...

## Epilog

Liktus Boi saß im Palast und sprach mit den Prinzessinnentöchtern. Die Menge hatte sich aufgelöst, die Zineda waren friedlich in ihre Häuser zurückgekehrt oder zum Turm der Weisen gegangen, um dort das lebensrettende Serum einzunehmen.

Vorher hatten sie ihn, den Gelehrten, als ihren Retter gefeiert. Es hatte sich herumgesprochen, dass er die Terraner mit seinem Hilferuf herbeigeholt hatte. Das Volk hatte ihm zugejubelt und lautstark verlangt, dass er die Nachfolge von Prinzessin Scharanay antreten solle.

Aber so einfach war das nicht. Die überlebenden Ziervögel in ihren Käfigen sangen und trillerten zwar jetzt wieder, aber den alten Gelehrten quälten arge Zweifel.

»Sie wollen, dass ich sie regiere und die Weichen für ihre Zukunft stelle«, sagte Boi zu Sanayo, Penjang und Aleotta. »Aber das Erbrecht sieht vor, dass eine von euch Scharanays Nachfolge antritt - und zwar du, Sanayo, die Älteste.«

»Ich danke dir, Liktus«, sagte Sanayo. »Aber wir alle drei sind noch zu unreif, um auf den Thron zu steigen. Das Volk hat Recht. Du bist derjenige, der uns vor dem Schlimmsten bewahrt hat, weil du im richtigen Augenblick die Nerven bewahrt hast. Du hast Tess und Ben geholt. Dir verdanken wir unser Leben.«

»Aber ich bin zu alt«, sträubte sich der Gelehrte.

»Noch nicht zu alt, um dich krönen zu lassen und eine neue Herrscherdynastie zu begründen, Liktus«, sagte Aleotta, die Jüngste. »Du kannst sicher immer noch neue Nachkommen zeugen.«

»Ihr verzichtet also auf euren Anspruch?«, fragte Liktus Boi.

Alle drei Prinzessinnentöchter bejahten.

»Aber wie soll es weitergehen?«, fragte der Gelehrte. »Die E'Valenter kommen hoffentlich nie mehr zurück, und Ben und seine Gefährten haben uns für immer verlassen. Wir sind auf uns allein gestellt. Wir müssen ganz neu beginnen.«

»Hab den Mut, Liktus«, sagte Aleotta. »Versuche es. Es gibt keinen geeigneteren Mann als dich.«

»Ich muss die Monde befragen«, sagte Liktus Boi und verabschiedete sich.

Den ganzen Tag über versorgte er die Zineda mit dem Serum der Terraner. Jeder bekam einen Teelöffel voll und war damit immun gegen den Pilzbefall, dessen Sporen sich im Wind schnell von der Mine bis in die Stadt tragen lassen konnten.

Dann, als der Tag zu Ende ging, schloss er sich in seinem Turm ein und stieg hoch bis unter das Dach, in sein Observatorium.

Er richtete das Fernrohr auf die drei Monde und verfolgte gebannt ihre Bahnen und die Einwirkungen der gegenseitigen

Schwerkraft. Das tat er nicht nur an diesem Abend, sondern viele Nächte lang, immer in der Hoffnung, eine Entscheidung zu finden, welche die richtige war.

Und diesmal stand im Himmel nicht nur von einer dunklen Zukunft zu lesen; diesmal sagten die Monde, dass einst ein Retter für das Universum kommen würde. In tiefster Finsternis würde ein Licht erglimmen, und wenn es gelang, für das Volk die richtigen, die weisesten Entscheidungen zu treffen, dann würden auch Die von Zineda einen Weg in eine bessere Zukunft finden.

Liktus Boi verließ nach vielen Nächten die Sternwarte und begab sich hinab in sein Studierzimmer. Er glaubte nun wieder daran, dass das Leben einen Sinn hatte.

Ja, er würde die Herrscherwürde annehmen und sich seinem Volk voranzustellen. Er wusste auch schon, mit wem er eine neue Dynastie begründen würde.

Königliches Blut würde sich mit seinem mischen. Sanayo, die älteste Prinzessinnentochter, hatte ihn wissen lassen, dass sie einer Verbindung nicht abgeneigt wäre.

Liktus Bois letzter Gedanke, bevor er seinen Turm verließ und sich zum Palast begab, galt Ben und Tess. Der Himmel allein mochte wissen, wo sie sich jetzt befanden, aber er wünschte ihnen alles Glück der Welt.

## ENDE

*Das Kommandounternehmen, zu dem Benjameen von Jacinta, Tess Qumi-sha und die zwei ertrusischen Kämpfer aufbrechen, ist mit großen Risiken behaftet. Die Chance jedoch, sehr schnell mehr über das Reich Tradom zu erfahren, möchte niemand einfach verstreichern lassen.*

*Was die kleine Gruppe alles erlebt und mit welchen Organisationsstrukturen sie konfrontiert, das beschreibt H. G. Francis im PERRY RHODAN-Roman der nächsten Woche - dieser erscheint unter dem Titel*

**IM FABRIKRAUMER ...**

## Perry Rhodan - Kommentar

Als am 15. September 1307 NGZ das 110 Meter lange »Katamaran-Schiff« in die Milchstraße kam, im Hayok-Sternenarchipel rätselhafte Echolot-Ortungen durchführte, fast »nebenher« drei arkonidische Raum-er durch Einsatz seiner Reflektorwaffe vernichtete und dann wieder verschwand, konnte noch niemand wissen, dass das nur der Auftakt einer Entwicklung sein würde, die nun, vier Jahre später, zu einer Krise auswächst, deren gesamtes Ausmaß noch gar nicht abzusehen ist.

Die Gefährlichkeit der Aglazar-Schlachtschiffe, die von den Terranern Katamaran genannt wurden, wurde uns mittlerweile vor Augen geführt. Schon die kleinere Version wies trotz ihrer an ein Beiboot erinnernden Größe Leistungsparameter auf, die über jenen des Milchstraßenstandards lagen - Beschleunigungen von 1500 Kilometern pro Sekundenquadrat, einen inzwischen als Paradim-Panzer bekannten Schutzzschirm mit einer Abwehrkapazität deutlich oberhalb der der Paratronschirme, die Reflektor-»Waffe«, die Direkttref-fer von Transformkanonen unmöglich macht, sowie ein »5-D-Echolot«, dessen Wirkungsweise unbekannt blieb. Und doch - es war nicht mehr als ein Kund-schafter...

Am 23. Oktober 1311 NGZ folgten diesem die vier jeweils neunzehn Kilometer durchmessenden Schei-benstationen, die genau dort im Hayok-Sternenarchipel Position bezogen, wo zuvor der Kundschafter auf eine Art Resonanz seiner Suchim-pulse gestoßen war. Die Stationen bildeten hier die Eckpunkte eines Quadrats von 1,8 Millionen Kilome-tern Kantenlänge, dessen Ebene leicht zu der der Milchstraßenhauptebene geneigt war.

Die vier Stationen selbst wurden auf eine Weise teil-entstofflicht und »Richtung« Hyperraum entrückt, die dem als Ultrasemi-Manifestation umschriebenen Phä-nomen gleicht, welches schon bei der Kosmischen Fabrik MATERIA beobachtet worden war. Nach einer gewaltigen Erschütterung des Raum-Zeit-Kontinuums verandelte sich der quadratische Bereich zwischen den Stationen in ein hyperenergetisch gesättigtes Feld, das optisch die Sterne einer anderen Galaxis darstellte, als sei es ein Fenster – ein Sternenfenster... Nach sei-ner Ausbildung strahlte dieses nur noch überraschend geringe Emissionen ab, die sich mit den gängigen Instrumenten maximal bis in einem Lichtjahr Entfer-nung anmessen lassen. Die zu Schemen entrückten Stationen sind keine Objekte des vierdimensionalen Kontinuums mehr und damit nach derzeitigem Kennt-nisstand unangreifbar. Diese Erkenntnis haben die Arkoniden teuer bezahlen müssen und über dreihun-dert Schiffe verloren: Sie waren im Feuer ihrer eige-nen Waffen untergegangen, das von den Stationen reflektiert wurde.

Das Sternenfenster kann lediglich mit einer Ge-schwindigkeit von fünf Prozent der Lichtgeschwin-digkeit gefahrlos durchflogen werden. Ab sechs Pro-zent liegt das Risiko, dass das Fenster sich quasi ver-festigt und das eindringende Objekt zerschellen lässt, bei einem Zehntel. Ab sieben Prozent steigt das Risiko

der Totalvernichtung auf ein Drittel, ab acht Prozent liegt es bei drei Vierteln. Und ab neun Prozent besteht keinerlei statistische Chance auf ein Durchdringen mehr! Es ist also eine Art »Permanent-Transmitter auf der Basis einer weitgehend unverstandenen Dimensi-onstunnel-Technologie« - so die bisherige Einschät-zung der Wissenschaftler, die mit dieser Formulierung jedoch mehr ihr eigenes Unverständnis kaschieren, als wirklich eine Erklärung abzugeben. Noch weiß näm-lich niemand, um was genau es sich bei dieser Tech-nologie handelt, warum sie ausgerechnet im Hayok-Sternenarchipel zum Einsatz kam und welche Bedin-gungen im Hintergrund eine Rolle spielen - Stichwort Thoregon.

Fest steht nur, dass es eine Verbindung über die Dis-tanz von 388 Millionen Lichtjahren zwischen der Galaxie Tradom - auf der Erde als »HCG 87A« be-kannt - und der Milchstraße ist. Eine Verbindung überdies, die normalerweise von beiden Seiten aus den offensichtlich zeitlosen Durchgang gestattet, aber auch eine einseitige »Polung«, wie der Eingriff der Eltanen gezeigt hat.

Dass »Transmitter« im weitesten Sinne die Überbrückung großer Entfernnungen gestatten, wissen wir, seit die Sonnentransmitter der Lemurer und Meister der Insel entdeckt wurden. Ein auf der Halbraumtechnik beruhendes, auch als Stoßimpuls-Generator umschriebenes und mit dem Begriff »Situationstransmitter« eher falsch belegtes Phänomen weist - obwohl nicht auf eine Gegenstation angewiesen - mit seinem im Allgemeinen eine Million Kilometer durchmessenden »Feuerring« sogar einige Ähnlichkeit mit dem Sternenfenster auf.

Fast zwangsläufig drängt sich da natürlich die Frage auf, ob nicht Aktivitäten der Lemurer die Vorausset-zungen gewesen sein könnten, dass hier im Hayok-Sternenarchipel das Sternenfenster geöffnet werden konnte - immerhin gehörte diese 128 Sterne umfas-sende, vierzehn mal zwölf mal zehn Lichtjahre große, rund 2140 Lichtjahre oberhalb der Milchstraßenhaupt-ebene gelegene Sonnenansammlung seinerzeit zum 21.Tamanium des Großen Tamaniums. Die Welten wurden im halutisch-lemurischen Krieg quasi in die Steinzeit zurückgebombt, stark zerfallene Ruinen und Artefakte liefern nur wenige Aufschlüsse - aber die Frage liegt nahe, ob hier nicht einmal ein Sonnentransmitter vorhanden gewesen war, der unter Umständen den Boden bereitet hat, vielleicht in Form einer bleibenden »Verzerrung« oder »Deformierung« des Raum-Zeit-Gefüges, die nun bei der Öffnung des Sternenfenstern ausgenutzt werden konnte. Andererseits: So nahe liegend diese Vermutung auch erscheint - sie erklärt nicht den Zusammenhang zum Thoregon des Reichs Tradom, denn dass dieser ebenfalls eine Rolle spielt, erscheint fast zwingend, handelt es sich beim Sternenfenster doch ausdrücklich um eine Ver-bindung zwischen zwei Thoregons. Leider sind noch zu wenige Einzelheiten bekannt, um konkretere Spe-kulationen anstellen zu können ...

Rainer Castor